Nachtseiten der Gesellschaft.

Eine Gallerie merkwürdiger

Verbrechen und Rechtsfälle.

Herausgegeben

von

Dr. A. Diezmann, Dr. W. Jordan

und

Dr. L. Meyer.

Siebzehnter Theil.

Dritte Auflage.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1851.

Bekenntnisse eines Unglücklichen,
oder
Leben des Galeerensclaven Jean Claude Romand.

1.

Ich bin in Montreal, einem freundlichen Dorfe in der Nähe von Nantua geboren. Meine Familie gehörte mütterlicher Seits zu den ältesten des Dorfes, ohne jemals die arbeitende Klasse in ihren Gliedern überschritten gesehn zu haben. Holzhändler, Schenke, Bäcker, Schuhmacher und Schlächter befanden sich unter meinen Ahnen. Mein Vater stammte aus der Franche-Comté und hatte im Schlosse des Grafen Douglas Dienste als Kutscher genommen.

Ich kam im siebenten Jahre der Ehe meiner Eltern und zwar am Abende eines Neujahrstages zur Welt. Da ich das einzige Kind war, so wurde ich wie der Sohn vornehmer Leute gehalten und verzogen, besonders meine Mutter vergötterte mich.

Meine Kindheit ging ohne weitere Bedeutsamkeit vorüber, wenn ich nicht eine sehr frühzeitige Geistesentwickelung erwähnen soll. Denn bereits im zehnten Monate redete ich etwas und noch heute stehen mir Erinnerungen aus der frühsten Kindheit lebhaft vor Augen. So weiß ich zum Beispiel, daß ich mich von selbst um die eben angegebene Zeit von der Mutterbrust lossagte, weil meine Mutter, die mich entwöhnen wollte, auf den Rath eines alten Nachbars etwas Taback auf die Brust gethan hatte, der mir einen so fürchterlichen Geschmack verur-

sachte, daß ich die mir bisher so süße Nahrung mit dem größten Abscheu von mir wies.

Mein Vater wurde von der Steinkrankheit befallen und nach Mantua gebracht, um die zweckmäßigste Pflege zu erfahren. Eines Tages ging meine Mutter dorthin, um ihn zu besuchen, und nahm mich mit; ich mochte damals etwa achtzehn Jahre zählen. Unterwegs machte sich eine Eigenschaft meines Charakters, die später sehr stark hervortrat, zum ersten Male geltend. Ich sah nämlich am Ufer eines Sees gelbe Blumen stehen, verlangte danach und hörte nicht auf zu schreien und mich ungebehrdig zu benehmen, als bis meinem Verlangen Genüge geschehen war: Glück für mich, wenn der Gegenstand dieses eigensinnigen Trotzes stets ein so unschuldiger gewesen wäre.

Den ersten, rohesten Unterricht im Lesen ertheilte mir ein Leinweber des Dorfes. Dies geschah gegen das Ende meines fünften Jahres. Ich zeigte eine große Lernbegierde und buchstabirte selbst in meinen Erholungsstunden für mich. Dadurch gelangte ich zu der Fertigkeit, bald geläufig zu lesen. Ebenso trieb ich es mit dem Schreiben. Später wohnte ich mit nicht minderem Fleiße dem Religionsunterrichte bei und der Tag meiner ersten Communion war ein wahrhafter Freudentag für mich.

Der Anfang meines Lebens war also ein äußerst guter. Weshalb entsprach die Folge ihm nicht?

Am 17. August 1804 saßen zwölf Knaben auf den untersten Stufen einer Treppe, die zu einem reichen Hause meines Dorfes führte. Alle trugen lange Trauerbänder an den Achseln und hielten in der Hand irdene Schalen, aus denen wir eine Graupensuppe zu Abend aßen; im Innern des Hauses befanden sich zwölf Greise, die ähnlich gekleidet waren und eben so speiseten. Alle zusammen hatten dem Begräbnisse des Herrn Delilia de Croze, Deputirten des dritten Standes bei der gesetzgebenden-Versammlung, beigewohnt. Ich befand mich unter der Zahl der Knaben. Aber weshalb wollte denn der

Pfarrer von Montreal, zu dem ich in dieser Zeit vom Leinweber weg in die Schule gekommen war, mich am Tage nach dem Begräbnisse nicht wieder annehmen? . . . Herr de Croze hatte in seinem Testamente die Verfügung hinterlassen, daß er auf seinem gleichnamigen Gute „ohne religiöse Ceremonien" beigesetzt werden wollte. Ohne Zweifel weigerte sich der Pfarrer deshalb, mir ferner Unterricht zu geben. Der Graf von D . . . . trat indeß in seiner Eigenschaft als Maire dazwischen, der Pfarrer mußte nachgeben und ich blieb sein Zögling.

Herr de Croze war übrigens in meinem Dorfe als ein liebreicher, menschlicher Mann und Vater der Armen bekannt. Ihm fehlte nur der Glaube, um in den Augen des Priesters ein vollkommener Christ zu sein. Für mich war diese Angelegenheit von Bedeutung, denn meine Eigenliebe fühlte sich geschmeichelt, daß ich nebst einigen Kindern aus der Dorfjugend zur Beiwohnung dieses, mit großer Feier veranstalteten Begräbnisses ausgewählt wurde.

Uebrigens verlief sich die Zeit dieser Jahre ruhig und still. Ich war zufrieden, wie meine Eltern es mit mir waren. Je mehr ich heranwuchs, desto mehr wurde ich, namentlich von meiner Mutter vergöttert. Mein Vater war freilich auch stets für mich liebreich, allein er bewies nie eine gleiche Vorliebe. Er war ein Mann von festem, jedoch nicht eigensinnigen Charakter und es kam mir immer vor, als sei seine Liebe zu mir eine, ich möchte sagen, maschinenmäßige.

Für meine Mutter spielte ich bald den Geheimschreiber, wie ich auch die Wirthschaftsrechnung, denn meine Eltern hielten damals einen Schank, zu führen hatte, wobei ich meine Dienste pünktlich und ohne irgend wesentliche Fehler vollzog. Meine Mutter vertraute mir alle ihre Geheimnisse in Betreff der Dienstboten und sonstiger Angelegenheiten an; so erfüllte mich ein Gegenstand mit besonderer Trauer und Abscheu, daß sich nämlich mein Vater häufig einsam im Keller berausche. Der Hang zur Trunkenheit muß wohl schon ein sehr ein-

gewurzelter sein, wenn Jemand so in der Stille ihm bis zur höchsten Ausschweifung huldigen kann. Mein junges Gemüth empörte sich über dieses üble Beispiel oftmals sehr.

Von meinem zwölften Jahre an machte sich der Stolz bei mir mehr geltend und ich kam in dieser Zeit in nähere Bekanntschaft mit mehreren jungen Mädchen, wozu die Gelegenheit sich darbot, daß ich mehrfach zum Pathen gebeten wurde. Jedoch blieb dies Verhältniß ein reines.

Mit dem funfzehnten Jahre beendigte ich meinen Unterricht und meine Eltern, die mir kein Vermögen zu hinterlassen hatten, hielten es für Zeit, daß ich ein Geschäft erlerne. Nach einigem Wählen entschied man sich für das Schneiderhandwerk, welches meinem Geschmacke zusagte, und man gab mich nach Nantua bei einem Schneider in die Lehre.

Ich war sehr fleißig, so daß ich nach zwei Monaten Lehrzeit mir bereits eine Weste zuschneiden und ganz fertig machen konnte und nach abermaligen drei Monaten für meinen Vater einen vollständigen Anzug, dem eine gewisse Zierlichkeit nicht fehlte, anfertigte. Ich hatte die Kleider ohne Beihilfe irgend Jemandes selbst zugeschnitten, woraus diejenigen, die einen Begriff dieses Gewerkes haben, auf meine erworbenen Kenntnisse schließen mögen.

Während ich so von dem größten Fleiße und den glücklichsten Fortschritten in meiner Lehre berichten kann, darf ich, um meinen Seelenzustand damaliger Zeit im Gegensatze zu den späteren Lebensjahren zu schildern, einen Fall aus meiner Jünglingsperiode nicht übergehen.

Dies war im ersten Jahre meiner Lehrzeit. Ich erinnerte mich plötzlich und empfand die heftigsten Gewissensbisse, daß ich in meiner Beichte bei der ersten Kommunion eine Sünde absichtlich, aus falscher Scham verschwiegen hatte. Seitdem hatte ich der kirchlichen Vorschrift jährlicher Beichte und Kommunion mehrere Male Genüge

geleistet, allein es war mir kein peinigendes Gedächtniß jenes Unterlassens aufgestoßen. Jetzt auf einmal tauchte diese Erinnerung in mir auf, und peinigte mich so sehr, daß ich nicht eher Ruhe bekam, als bis ich von dem kirchenschänderischen Vergehen frei wurde. Ich hatte die Erlaubniß, alle Woche einmal nach Hause zu gehen; begab mich aber am nächsten Tage nicht dahin, sondern wartete einen Wochentag ab, um dem Pfarrer von Montreal beichten zu können. Meine Mutter wunderte sich sehr, mich an einem Alltage ankommen zu sehen. Ich verschwieg ihr indeß den wahren Grund und sagte ihr nur, daß mich ein dringendes Bedürfniß zur Beichte triebe. Die fromme gottselige Frau lobte mich deshalb und ich begab mich am nächsten Tage zum Priester, von dem ich beruhigt heimkehrte. — Und dasselbe Gewissen, welches hier so schrecklich sich empörte, schwieg später, da ich mit Gewalt in ein bewohntes Haus einbrach, um einen Diebstahl zu begehen!

Ich hatte meine Lehrzeit bis auf achtzehn Monate vollendet, nach deren Ablauf ich entlassen und wirklicher, selbstständiger Schneider wurde. Meine Mutter freute sich bereits, mich in freier Ausübung meines Gewerks zu sehen, und vorzüglich darüber, daß ich bei dem von ihr gewählten Stande gut ausgehalten habe. Da starb die gute Frau plötzlich nach viermonatlichen schweren Leiden. Ihr Verlust machte mich fast untröstlich und ich habe ihr Andenken nie ganz verwischen können. Ich setzte aber meine Lehre fleißig fort. Mein Vater verheirathete sich nach dreimonatlicher Trauer auf's Neue . . . . Diese Verbindung war mir sehr schmerzlich und wurde für mich die Quelle vieler bittrer Kränkungen. Nein, eine Stiefmutter ist keine rechte Mutter! Die Wahrheit dieses Sprichworts sollte ich nur zu oft erfahren.

Für mich war diese zweite Ehe meines Vaters von noch ganz anderen Folgen. Ich änderte meine ganze Lebensweise und selbst meine Anschauungsweise nahm einen ganz anderen Anstrich an.

Zwar ging ich noch alle acht Tage zu dem elterlichen Hause, allein ich wurde lau und gleichgiltig gegen die kirchlichen Vorschriften, war nur mäßig fleißig und suchte den Umgang von jungen Leuten meines Alters auf, von denen manche etwas liederlich waren. Aber von Natur sinnig und still, überließ ich mich allen ihren Unternehmungen nur, um sie mitzumachen, und meinen Groll gegen die Stiefmutter, die diesen Namen in der That verdiente, zu betäuben.

Als ich meine Lehrzeit vollendet, bezog ich mein elterliches Haus und bekam bald viel Arbeit und eine gute Kundschaft. Ich arbeitete für die besten Häuser im Orte und in der Umgegend.

In dem Schlosse des Maire, Grafen D . . . . befand sich eine junge Person als Kammermädchen. Ich sah sie öfter, wenn ich Zeug in's Haus brachte, und sie gefiel mir. Der Stolz, welcher noch nie dem Menschen gut gerathen hat, lenkte meine Wünsche auf sie und ließ sie mich einem einfachen Landmädchen vorziehen, dem ich bereits Liebe geschworen hatte. Sie hörte meine Liebeserklärung an und nahm sie günstig auf. Ich kettete mich also an das Kammermädchen, deren Charakter und Sitten ich nicht kannte, und opferte ihr das reine Landmädchen, welches mich innig liebte; allein jene war feiner gekleidet und spielte das Fräulein, und es schmeichelte mir, ihre Aufmerksamkeit auf mich gezogen zu haben. Der Stolz war überhaupt mein hauptsächlichster Fehler, und ihm verdankte ich mein Verderben.

Die Bekanntschaft mit dieser feinen Zofe brachte vollends eine Umwälzung in meinem Kopfe zu Wege. Sie versah mich mit Romanen, die ich verschlang. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß es solche waren, die, wenn auch nicht eben so sehr schlecht, doch nur geeignet waren, die glühendste Phantasie mit den üppigsten Bildern zu weiden.

Das vorzüglichste Mittel aber, welches sie anwendete, um mich fester und fester zu fesseln, bestand darin, daß sie meinem Gaumen

schmeichelte. Sie empfing oft heimliche Besuche von mir, wo sie mich, versteht sich, auf Kosten ihrer Herrschaft, glänzend bewirthete. Feine Frühstücke, leckere kalte Speisen, reizende Abendessen mit dem ausgesuchtesten Weine waren die Bezauberungsmittel, wodurch diese Kammer-Armide ihre Ketten immer fester um mich schlang. Es gelang ihr vortrefflich; ich betete sie an und wünschte sehnlichst, sie zu ehelichen.

Indeß machte ich mir hinterher im Stillen oft Vorwürfe, daß ich mir jene Bewirthung gefallen ließ; denn ich betrachtete es als einen Diebstahl, den ich an fremdem Gute beging.

Nachdem ich mir unter solchen Gedanken einstmals alles überlegt hatte, erklärte ich meiner Geliebten, daß ich, ehe wir uns verheirathen könnten, es für nothwendig hielte, nach Lyon zu gehen, um mich dort in meinem Fache zu vervollkommnen und namentlich den Schnitt großer Städte kennen zu lernen. Sie stimmte bei, wiewohl mit großem Leidwesen, und wir trennten uns, nachdem wir gewohnter Weise uns die unverbrüchlichsten Schwüre ewiger Liebe gegeben.

2.

An einem Septembermorgen schritt ich über die rothe Brücke in Lyon, welche, der großen Allee des Brotteaux gegenüber, über die Rhone führt und Pont Morand genannt wird. Ich ging bis an's entgegengesetzte Ende der Stadt und fragte daselbst nach einer Adresse, die ich in Händen hatte. Ein Vorüberkommender wies mich freundlich zurecht, und so stand ich bald vor einem Hause, das neben dem Jeu de Boules, Nummer 48 liegt. Hier trat ich hinein, ging in den zweiten Stock und stürzte mich in die Arme eines Menschen, mit dem ich seit einiger Zeit über mein Vorhaben, nach Lyon zu kom-

men, in Briefwechsel gestanden hatte und der mit meiner Familie mehrfach verbunden war, denn er war ein Geschwisterkind meiner Mutter und hatte in unserm Hause während der lyoner Untersuchungen, wo er zu den schwer Betheiligten gehörte, eine Freistätte gefunden.

Mein Verwandter behielt mich zum Essen bei sich, führte mich dann in der Stadt umher, wo ich die vorzüglichsten Baudenkmale in Augenschein nahm und außerordentlich bewunderte, und brachte mich dann zu dem Schneidermeister, bei welchem ein Platz für mich offen behalten war. Hier wurde meiner Eigenliebe ein empfindlicher Stoß versetzt. Ich war mit einer grautuchenen Jagdjacke, einer rothen Weste und blauen besetzten Beinkleidern, wie sie die Reiterei der Armee trägt, angethan. Man bemerkte mir, daß ein so absonderlicher Anzug für einen großstädtischen Schneidergesellen nicht passe, als ob die Geschicklichkeit sich nach der Feinheit des Stoffes und dem Schnitt des Gewandes abmessen ließe. Indeß muß man allerdings zugestehen, daß die Tracht nur zu oft den Geschmack dessen, der sie führt, beurkundet, und daß namentlich Schuhmacher und Schneider hierin auf das Sprichwort „Kleider machen Leute" zu verweisen sind.

Ich arbeitete fünf Monate in dieser Werkstätte. In dieser Zeit wurde meine Liebe für das Kammermädchen zu Montreal zwar nicht verwischt, jedoch bedeutend geschwächt. Denn auch die Frau des Schneidermeisters war so liebenswürdig! Eine strenge Tugend war just ihr Erbtheil nicht und es gelang mir mit leichter Mühe, sie dahin zu bringen, wohin ich sie wünschte. Ich fühlte mich glücklich und stolz über diese Eroberung und es überkam mich nicht der leiseste Gedanke, ob es auch gut gethan sei, die Ehe des Mannes zu schänden, dessen Brod ich aß. Aber so sind einmal die Grundsätze der Welt! Ein Ehebruch ist ein erlaubtes Vergnügen, das sogar oft den glücklichen Vollführer in den meisten Augen erhöhet, denn es ist ein Beweis seiner Liebenswürdigkeit, Feinheit und geistigen Gewandt-

heit. Sonderbarer Widerspruch! derselbe, der um keinen Preis einen Heller entwenden würde, stiehlt mit leichtem Sinne das Herz eines Weibes und schwärzt fremdes Blut unter die rechtmäßigen Erben ein.

Ich hatte einen raschen Weg zur Vervollkommnung in diesem Felde zurückgelegt. Von meiner unschuldigen Liebe zu dem Landmädchen an jene Kammerzofe, von ihr zum ehebrecherischen Umgange mit der Frau meines Brodherrn — in der That, ein stürmischer Anlauf!

Dieser Umgang erzeugte jedoch allmälig mancherlei Besorgnisse in mir und ich sehnte mich aus dem jetzigen Kreise fort. Ich verließ Lyon und kehrte.in meine Heimath zurück, ohne mich jedoch lange dort aufzuhalten. Meine Stiefmutter war wo möglich noch unleidlicher geworden; in meinem Kopfe jagten sich allerlei Gedanken, die mich nicht still sitzen ließen, ich wollte das Glück im Abenteuer, Hals über Kopf erjagen. Das Landmädchen wie die Kammerzofe waren mir allmälig übereins gleichgiltig geworden; das Leben in der großen Stadt ließ mich in der einfachen, ehrsamen Sitte des ruhigen Dorfes kein Behagen mehr finden: so verließ ich Montreal wieder, jedoch nicht, um nach Lyon zurückzukehren. Paris war das Ziel meines ehrgeizigen Strebens und der Gegenstand meiner tollen Träume. Dort wollte ich mir ein glänzendes Loos bereiten, ich wollte mich nach und nach bereichern, eine goldene Kundschaft erwerben, die Straßen im Kabriolet durchjagen und, weiß der Himmel, was sonst Alles! Es bleibt sich übrigens wohl ziemlich gleich, ob man Schneidergesell oder Sohn irgend eines Hauses ist, ein Jeder trägt eine tüchtige Ladung hoher Erwartungen mit sich, wenn er in meinem Alter von zwanzig Jahren gen Paris zieht.

Bis Chalons sur Saone ging ich zu Fuß; von da fuhr ich bis Auxerre, wo ich eine Gelegenheitsfuhre nach Paris antraf. Ich erreichte gegen Johannis 1820 Paris. Der Anblick der unermeßli-

chen, herrlichen Hauptstadt erfüllte mich mit Bewundrung und ich bedauerte nichts weiter, als daß ich nicht ein großes Erbgut besaß, um alle Vergnügungen, die sie in ihrem Busen einschließt, nach Herzenslust genießen zu können.

Unterwegs hatte ich die Bekanntschaft eines fein gebildeten Mannes mit fremdartig klingender Sprache gemacht, der durchaus den großen Herrn spielte, und mir sagte, er sei ein russischer Fürst, Namens Nikolas Kostoloff. Ich war entzückt, daß der Zufall mir eine solche Bekanntschaft zugeführt hatte, und hatte nichts eiliger zu thun, als mich in das Hotel zu begeben, welches er mir bezeichnet hatte. Es lag in der Straße Montblanc, neben dem Hotel des Cardinals Fesch. Man führte mich in prachtvolle Gemächer, die von zahlreicher Dienerschaft angefüllt waren, und nachdem man mich durch die ganzen Räume geleitet, gleichsam um mich den wahrhaft fürstlichen Luxus derselben anstaunen zu lassen, erklärte man mir, daß Monseigneur nicht anwesend sei, sondern einen kleinen Ausflug nach Rouen gemacht habe. Man sagte mir dies mit einiger Bekümmerniß, die irgend ein Geheimniß vermuthen ließ. Ich hinterließ meinen Namen und ging, machte mir aber viele Gedanken über den sonderbaren Verlauf dieses Abenteuers, den ich mir nicht zu erklären vermochte.

Vor den Assisen des Departements der Seine schwebte ein bedeutender Prozeß, die Gerichtsannalen hatten ein Verbrechen aufzuzeichnen, eine Vergiftung, die eine Ehebrecherin mit ihrem Schuldgenossen an ihrem Ehemann verübt hatte. Die Journale füllten ihre Spalten mit den Verhandlungen. Sie kamen auch mir in die Hände und ich sah hier den Namen Nikolas Kostolo neben dem der Wittwe Bourcier! . . . . Es war mein russischer Fürst, dessen Namen nur die gerechte Verkürzung erlitten hatte. Mich ergriff Scham über die Bekanntschaft, welche ich enger zu knüpfen so sehnlichst gestrebt hatte; und wer weiß wie Viele diese und noch peinlichere Empfindungen mit mir zu theilen hatten.

Ich will alle Einzelheiten meines Lebens in der Hauptstadt nicht aufzeichnen. Es genüge, zu sagen, daß sich meine Zeit zwischen Arbeit, die mir die nöthigen Mittel verschaffte, und Vergnügen theilte, welche meinen Verdienst immer wieder verschlangen. Ich trug mich immer sehr fein und meine Kleidung bildete ein wunderliches Gegenstück zu jener, welche mir eine so kränkende Erfahrung in Lyon verursachte. Doch darf ich es diesem Umstande wohl weniger als einem angeborenen Wesen, das — ohne mir damit zu schmeicheln — viel Angenehmes hatte, zuschreiben, daß mir manches bedeutende Glück lächelte und selbst hohe Damen ein Interesse an mir nahmen. Es möchte für die Wollüstigen von Profession in der großen Welt ein niederschlagendes Mittel sein, wenn sie sehen, wie ein Abenteurer aus dem niederen Stande, ein bloßer Schneidergesell eben so sehr oder vielleicht noch mehr als Einer von ihnen in derartigen Händeln begünstigt wird.

Ich besuchte die Theater, die Museen, die Bibliotheken und wohnte selbst mehrmals den öffentlichen Vorlesungen bei. Die Politik beschäftigte mich gleichfalls und ich begab mich von Zeit zu Zeit mit einem Freunde, der ihr leidenschaftlich ergeben war, in den Garten der Tuilerien, wo wir uns auf eine Bank setzten und zusammen die Journalartikel lasen, welche Verwaltungsgegenstände betrafen und die Kammerverhandlungen mittheilten. Der Constitutionel sagte mir am meisten zu; seine langen Redensarten für die Freiheit oder gegen die Jesuiten ergötzten mich ungemein.

Es war um die Zeit, wo der General Foy, Benjamin Constant und Manuel ihre donnernden Philippiken gegen die Eingriffe der Restauration erschallen ließen. Das Lesen dieser Reden, denen ich in meiner Jugendhitze und aus Mißverständniß in Folge meiner mäßigen Bildung so oft einen ganz andern Sinn unterlegte, als sie wirklich hatten, begeisterte mich aufs höchste. Das war ein zweifaches Unrecht von mir. Einmal verlor ich die kostbare Zeit, in der

ich, ein armer Handwerker, für die Bedürfnisse der Gegenwart und für die Zukunft arbeiten sollte; dann aber füllte ich mein Gehirn mit einer Menge solcher Ansichten, die über den Gesichtskreis meiner Klasse hinausgingen. Darin ist die Quelle und Ursache alles meines Unglücks enthalten. Allerdings soll jeder, selbst der Geringste, sein Vaterland lieben und für die Vertheidigung desselben, wo es noth thut, mit Gut und Blut bereit sein, allein nur tüchtigen Geistern, denen die nöthige wissenschaftliche Bildung nicht fehlt, kommt es zu, die verborgenen Wege der Politik zu durchdringen, zu verfolgen und die Wege des Staates zu leiten. Ich habe diese Lehre nur durch bittere Erfahrung gewonnen.

Trotz aller Annehmlichkeiten, welche der Aufenthalt in Paris mir gewährte, erfaßte mich doch bald ein Ueberdruß, da nichts von meinen Träumen sich verwirklichte. Ich war und blieb ein einfacher Schneidergesell und bildete mir ein, daß mein Schicksal einen Fehlwurf an mir gethan, da ich mich, ohne eben genau zu wissen, wozu, für etwas Höheres in der Welt berufen glaubte.

Diese tollen Ideen spukten mir im Kopfe, als mir der Buchhalter einer Nachweisungsanstalt für Schneidergesellen einen Platz als Aufseher bei einem ziemlich bedeutenden Schneider in der Stadt Brie anbot. Dieses erfüllte allerdings meine träumerischen Hoffnungen nicht, denn ich blieb Schneider, wie vorher; allein ich stieg wenigstens um eine Stufe weiter und konnte auf die einfachen Gesellen von oben herabsehen und in einem befehlenden Tone zu ihnen sprechen. Das Befehlen ist für den, der lange gehorcht hat, so angenehm. Ich nahm also den Vorschlag an und begab mich zu dem Orte meines neuen Aufenthalts.

Was konnte ich von Paris dorthin bringen? In moralischer Beziehung Fehler und Laster die Fülle; in religiöser einen meinen jüngeren Jahren gerade entgegengesetzten Charakter, Gewissenlosigkeit und Vernachlässigung alles Heiligen; in der Politik die ausschwei-

sendsten Ideen, Verachtung aller Ordnung und Gesetze, einen Hang zu Unruhen, Haß gegen das Königthum! Wenn ich jetzt daran denke, warum ich eigentlich diese Vorurtheile gegen die bestehende Ordnung empfand und mich frage, was mir denn Leides von ihnen geschehen, so muß ich bekennen, daß ich nichts finden kann und nur der Eingebung der niedrigsten Leidenschaft, dem Neide, die Gefühle zuschreiben muß, welche ich für die edelsten, höchsten ausrief.

Ich reiste eines Nachmittags fort; da ich aber nicht gut angewiesen war, so wendete ich mich, statt nach Provins auf Melun. Dieser Ort entfernte mich nur noch vom Ziele meiner Bestimmung, ich nahm also eine Personenfuhr und ließ mich nach Guignes bringen, welches auf der geraden Straße nach Provins lag.

Unterwegs begegnete mir ein Ereigniß, welches merkwürdig genug ist, um es mitzutheilen. Ich hatte mit meinem kleinen wohlgepflegten Schnurrbart ein recht kriegerisches Ansehen. Der Conducteur des Personenwagens hielt mich für einen jungen Dragoneroffizier, der sich von Haus nach dem Orte seiner Garnison begebe, denn in Provins lag damals ein Berrisches Dragonerregiment. Meine Eitelkeit ließ es nicht zu, ihm darüber die Wahrheit mizutheilen; im Gegentheil suchte ich in seinen Augen den höheren Offizier zu spielen. Diese Eitelkeit sollte mir theuer zu stehen kommen.

Der Wagen fuhr von Melun mitten in der Nacht ab. Ich saß dicht neben dem Conducteur, der ein höchst widriges Aussehen hatte. Der Mond wurde von Wolken verschleiert und erhellte mit halbem Lichte den Wald, durch welchen wir mußten und der bis Guignes fortläuft. Zwischen dem Conducteur und mir wurden wenig Worte gewechselt; allein, wenn ich auch nicht Gelegenheit hatte, durch die Annehmlichkeit eines geistreichen Gesprächs mich zu ergötzen, so wurde ich dafür von einer Todesangst geplagt, abgesehen davon, daß ich eben nicht furchtsam bin. Ich bemerkte nämlich beim Scheine des Mondes, daß mein Begleiter heimliche, eben nicht beruhigende Blicke

auf mich warf und, sobald er sich beobachtet glaubte, schnell wieder fortsah. Ich sagte mir nun freilich, daß es undenkbar wäre, daß der Aufseher eines öffentlichen Wagens unterwegs einen Reisenden anzufallen wage, allein meine Furcht fand immer Gelegenheit, sich eher zu vermehren, als zu vermindern. Mit dem Zunehmen der Dunkelheit wuchsen meine Besorgnisse, und ich glaubte mehr, als einmal mich meiner letzten Stunde genaht. Endlich sah ich in einem Augenblicke, der mich die Gegenstände erkennen ließ, ganz deutlich, daß mein Begleiter die Hand in die Brusttasche führte. Was holte er hervor? Ich wußte es nicht, so viel aber war gewiß, daß er seine Hand augenblicklich zwischen die Kniee steckte, als suche er irgend etwas meinen Augen zu entziehen. Für mich hatte diese Bewegung wenig Beruhigendes, ich faßte daher mit Blitzesschnelle auf die Hand zu, hielt sie fest, und rief mit heftiger Stimme: — Was haben Sie da hervorgeholt, Conducteur? . . . . . . — O nichts! Es ist mein Messer, womit ich die Schnur an meiner Peitsche wieder in Ordnung bringen wollte . . . . Ich glaube, Sie fürchten sich vor mir. — Ja, antwortete ich ihm, und ich ersuche Sie abzusteigen und den Wagen zu Fuß zu führen.

Der Mann war ohne Zweifel von meiner Geistesgegenwart und der Bestimmtheit meiner Sprache überrascht; er stieg ab und genügte der Anforderung, die ich gestellt hatte. Es ging nun zwar langsamer, allein ich war von einer gräßlichen Angst befreit. Wir kamen bald darauf in Guignes an; ich verweilte daselbst im Gasthofe zur Jungfrau bis zum Eintreffen eines Postwagens, der mich nach Provins brachte.

Dieses Abenteuer veranlaßte mich zu mancherlei Nachgedanken. Es war offenbar, daß der Conducteur bei mir viel Geld zu finden hoffte und durch meine Ermordung sich zu bereichern suchte. Die Leiche hätte er können mit leichter Mühe in dem dichten Walde verbergen. Indeß mußte er kein handwerksmäßiger Verbrecher sein, da

er vor dem Begehen des Verbrechens zu viel Gedanken zu haben schien, und mein dazwischenkommendes Benehmen ließ ihn einen ehrlichen Mann bleiben, das heißt, einen ehrlichen Mann im gewöhnlichen Sinne der Welt, der seine Achtung nur Umständen, „die nicht von seinem Willen abhängen,“ wie man beim Assissenhofe sagt, verdankt. Mir aber konnte meine Eitelkeit zur Quelle eines großen Unglücks werden. Denn hätte ich statt eines von Hause zurückkehrenden Offiziers, dessen Börse gewöhnlich gut gespickt zu sein pflegt, mich einfach für einen schlichten Schneidergesellen ausgegeben, so wäre es dem Conducteur sicher nicht eingefallen, den geringsten Gedanken gegen mich zu hegen.

Endlich kam ich in Provins an und wurde mit der Rücksicht, die man einem Aufseher, welcher aus der Hauptstadt kommt, schuldig ist, empfangen. Der Kontrakt war bald geschlossen; man gab mir Wohnung und Kost nebst dreißig Franken Gehalt für den Monat, jedoch ohne Inbegriff der Trinkgelder von den Kunden, die sehr bedeutend waren.

Am folgenden Morgen saß ich bereits in einer großen Werkstätte und spielte den Aufseher über eine bedeutende Zahl Arbeiter, denen ich meine Befehle mit vollem Bewußtsein meiner neuen Würde und entsprechender Miene ertheilte. Meine Manieren nahmen etwas von einem General an, der zum ersten Mal in einer Schlacht den Oberbefehl führt.

Fern von dem Strudel der Hauptstadt kehrte allmälig Ruhe und Heiterkeit, dies glückliche Erbtheil der Bewohner kleiner Städte, in meine Seele zurück; jedoch dieselbe heftige Leidenschaft, welche mich bereits mehrere Male aus meiner Bahn gerissen, bemächtigte sich meiner aufs neue. Eine junge Frau von höherem Stande faßte eine Neigung für mich, die ich, trotz der Sorgfalt, womit sie dieselbe zu verbergen strebte, bald bemerkte. Ich suchte Gelegenheit, sie zu sehen, und endlich kam ein vertraulicher Verkehr zwischen uns zu Stande. Wiederum ein

Ehebruch! . . . Aber das war noch nicht Alles; ein Ehemann, eine Familie war uns in unserm Umgange lästig; ich schlug meiner Freundin vor, uns durch die Flucht dieser doppelt lästigen Aufsicht zu entziehen. Anfangs wollte sie nicht darauf eingehen, allein ich drang so lange in sie, bis sie nachgab, und in einer Nacht verließen wir zusammen Provins und nahmen unsern Weg zu der großen Zufluchtsstätte aller Laster, aller Verbrechen — brauche ich den Namen Paris hinzuzusetzen?

3.

So war ich denn wieder in der Hauptstadt, aber nicht mehr allein; der Gegenstand meiner verbrecherischen Liebe war mit bei mir. Wenn ich sonst irgend eine Ausschweifung begehen wollte, mußte ich meine Wohnung verlassen, jetzt konnte ich daheim bleiben, um der Zucht und Sitte Hohn zu sprechen. Man sieht, daß ich die vortrefflichsten Fortschritte machte.

Wir besuchten die Theater, öffentliche Bälle, Vergnügungsorte und Spaziergänge, um uns zu betäuben. Ich hatte die Bekanntschaft eines Rollenschreibers am Theater des Odeon gemacht; er versah mich mit Eintrittskarten und dies häufig nur für eine Tasse Chokolade, die ich ihm zuweilen darbot. Auf diese Weise sah ich vorzüglich die besseren Trauerspiele und bekam damit Gelegenheit, meinen Geschmack auszubilden.

Ich hatte einen Verwandten in der Hauptstadt, der mir oft gute Rathschläge gab, die ich leider nur zu selten befolgte. Er forderte mich häufig auf, die unerlaubten Bande, welche mich gefesselt hielten, zu zerreißen, da mich dieselben an einer vortheilhaften Heirath hin-

dern würden und doch die Zeit gekommen schiene, daß ich mir eine feste Existenz begründe. Er glaubte ein Mittel für mich zu kennen, wodurch ich mich auch aus dem Stande eines bloßen Arbeiters emporschwingen könne. Ich müsse, sagte er mir, die Bekanntschaft der Tochter irgend eines reichen Emporkömmlings zu machen suchen, der noch nicht genug in der höheren Gesellschaft aufgenommen sei, um für sein Kind eine seinem Vermögen entsprechende Verbindung abzuschließen. Derselbe würde erfreut sein, einen jungen Mann von angenehmen Aeußeren und aus einer anständigen Arbeiterfamilie für dieselbe zu finden. Dies war allerdings nur eine chimärische Hoffnung, womit er meine Eitelkeit wiegte; allein sie brachte mir wenigstens den Vortheil, daß ich mich von der mir aufgebürdeten Last frei machte und meine Gefährtin eines Tages durch die Post nach Provins an ihren Gemahl zurückschickte, der sie freilich höchst befremdend wieder aufgenommen haben wird. Mir ist oft der Gedanke an diese Unglückliche und an das Schicksal, welches sie sich durch ihren Fehltritt oder vielmehr durch meine Schuld zugezogen hatte, wieder vor die Seele getreten.

Indeß die reichen Emporkömmlinge dachten keineswegs daran, mir ihre Töchter zu bewilligen, obgleich ich mich mehrfach in den Häusern, welche mein Verwandter mir angezeigt hatte, vorzustellen nicht versäumte. Man wies mich einfach an, ich möge zu meinem Geschäft zurückkehren. Junge Handwerker haben überhaupt sich vor diesen trügerischen Hoffnungen zu hüten, die ohne irgend eine Wahrscheinlichkeit des Erfolges ihre Ruhe zerstören.

Mir aber saß nun einmal der Gedanke an eine solche Heirath zu fest im Kopfe; er beschäftigte mich fortwährend, verführte mich stufenweise zu zahllosen Fehltritten, und stürzte mich in einen Abgrund von Leiden und Unglücksfällen. Ich pflegte des Abends, wenn meine Arbeit beendet war, in den Gallerien des Palais royal spazieren zu gehen, an diesem Orte, wo in fortwährendem Zu- und Abfluß eine

gedrängte Masse Spaziergänger sich bewegen, wo so viele erschlaffte Gemüther sich zu zerstreuen suchen und so manche bereits schwankende Tugend zu Falle kommt. Ich bemerkte mehrfach eine ganz hübsche Modehändlerin. Wer Paris kennt, weiß, wie wenig es sagen will, den Frauen dieser Klasse die Gefühle, welche man für sie hegt, mitzutheilen. So wurde ich denn auch sehr bald von ihr verstanden und eines Abends, als ich vor ihrem Laden vorüberkam, verließ sie denselben und ging seitwärts auf den Platz des Palais royal. Ich folgte ihr, und nach Auswechselung einiger Worte führte sie mich in ihre Wohnung, in ein kleines, jedoch fein ausgerüstetes Gemach zweiter Etage an demselben Platze.

Ich weiß nicht, wie das Gespräch sich wandte, allein es war noch an demselben Abende von einem Heirathsprojekt die Rede. Mein unglücklicher Stolz ließ nicht zu, ihr meinen Stand als Schneidergesell kund zu geben. Ich that übel daran, denn die Lüge wendet sich für ihren Urheber fast nie zum Vortheile; hätte ich ihr die Wahrheit gesagt, so würde die Eigenliebe der Modistin sich wenig geschmeichelt gefühlt und sich sogleich von mir zurückgezogen haben, und ich wäre vielem Verdruß und vielen Erniedrigungen enthoben gewesen. Genug, ich that's nicht, gab mich für einen Studenten der Rechte aus und suchte mit großer Sorgfalt die Schwielen meiner mit Scheere und Bügeleisen vertrauten Hand, wie den durch die vielen Nadeln gehärteten Zeigefinger zu verbergen. Drei bis vier Monate lang dauerten von beiden Seiten die Verstellungen und Ränke fort, endlich mußte die Sache aufs Klare kommen. Mein Stand als Schneider wurde nicht verschmäht; allein nur in Folge einer Berechnung der Modistin. Ihr Geschäft war eben nicht in der besten Ordnung und sie mußte außerdem jemand haben, der ihr als Tugendschild diente. Ich war verliebt in das Frauenzimmer und hatte zweiundzwanzig Jahre, was braucht es mehr? Die Leidenschaft hatte mich ganz und gar übertölpelt und ließ mich über viele Dinge die Augen

zudrücken. . . . . Mit einem Worte, die Ehe wurde geschlossen und jener Verwandte sammt seiner Frau, die so viel Interesse an mir zu nehmen geschienen und schon lange meine Bekanntschaft mit der Modistin und ihrem zweideutigen Lebenswandel erfahren hatte, ließen mich ruhig diese skandalöse Verbindung eingehen. Sie wohnten sogar der Hochzeit bei. . . . Freilich, meine Verwandte erhielt einen schönen Hut mit Blumen und ich weiß nicht, was noch, als Kuppelpelz.

Meine Frau, denn von jetzt an muß ich ihr diesen Namen geben, hatte ihren Plan scharfsinnig ausgesonnen. Sie besaß, wie ich bereits erwähnt habe, ein sehr gutes Modengeschäft, war jedoch wenig mit ihren Angelegenheiten in guter Ordnung. Ihre Verschwendung verschlang mehr, als sie verdiente und belastete sie mit ziemlich bedeutenden Schulden. Bei Abschluß unserer Ehe war ihr der Plan gekommen, einen Kleiderladen einzurichten. Zu diesem Ende hatte sie ihrem Lieferanten, wie nicht minder dem Bäcker und Schlächter seit einiger Zeit die Zahlung vorenthalten, um mir mit dem Scheine eines Vermögens die Augen zu blenden. Ich hatte viele Bekannte und Landsleute aus allen Ständen in Paris. Nachdem ich mit einflußreichen Personen mich beredet hatte, etablirte ich mich als Schneider und legte, wie man es zu thun pflegt, wenn man noch nicht eine ausreichende Kundschaft besitzt, mich auf die Anfertigung von Kleidern für auswärtige Händler, die in Paris arbeiten lassen, versäumte dabei nicht, wo sich eine Gelegenheit darbot, meine Kunden zu bedienen.

Meine Frau faßte den Plan, der auch mir zusagte, eine Partie Tuch und anderer Zeuge anzukaufen, um unser angefangenes Geschäft in besseren Flor zu bringen. Ich setzte für den ersten Ankauf eine Summe von vierhundert Franken aus; da die Kaufleute gegen junge Anfänger immer zuvorkommend sind und man im Handel gewöhnlich eben so viel, als man baar bezahlt, gegen einen bestimmten

Termin zu bekommen pflegt, so lud mich der Kaufmann ein, eine vollständige Auswahl zu nehmen, und ich blieb ihm eine gleiche Summe, wie die ich baar erlegte, schuldig. Damit hatte ich den Anfang zu einem Laden. Ich habe schon erwähnt, daß ich, oder wenigstens meine Frau, einen Laden im Palais royal hatte. Hier richtete ich auch mich ein. Der erste Anfang war gut; da drängten auf einmal die zahlreichen Gläubiger meiner Frau, welche sie einige Zeit lang durch Versprechungen, ausgestellte Wechsel und andere Maßregeln hinzuhalten gewußt hatte; wir mußten sie durch Waaren oder Stoffe zufrieden stellen, wodurch unser Laden sehr geplündert wurde. Der gelegte Grund verschwand damit allmälig. Die Einnahmen reichten kaum zur Bestreitung unserer Wirthschaftsausgaben hin und ich hatte noch die Verpflichtung, die von mir für die Bezahlung genommener Waaren festgesetzten Termine inne zu halten. Ich sah meinen Ruin vor Augen und empfand den heftigsten Verdruß darüber. Dazu mußte ich noch eine sehr drückende Demüthigung erfahren. Ich begegnete eines Tages dem Grafen D . . . . aus meinem Heimathsorte, der mich von frühester Jugend auf gekannt und immer mit viel Theilnahme behandelt hatte. Er wußte, daß ich mich verheirathet hatte, ohne jedoch bis zu dem Augenblicke, wo wir uns trafen, die Lebensweise der Frau, welcher ich mich vermählt hatte, zu kennen. Ich bat ihn auf den folgenden Tag zum Frühstück und er nahm meine Einladung sehr gütig auf. Allein er erschien nicht. In mir stieg ein Gedanke auf; er mußte erfahren haben, wer meine Frau sei, und wirklich war dies, wie ich später hörte, der Fall.

Um diese Zeit wollte der Herzog von Orleans einen Theil seines Palais durch Fortführung der Steingallerieen ausbauen, in Folge dessen mehrere Gewölbe in den bisherigen Holzgallerien auf kürzeste Zeit gekündigt wurden. Ich beschloß mit meiner Frau in einem Quartier der Stadt ein Kleidermagazin zu eröffnen. Es bot sich

ein passendes Lokal in der Rue des Vieux Augustins an der Ecke der Rue Coquilliere dar, obgleich uns das Quartier selbst nicht besonders zusagte. Ich miethete dieses Magazin sammt Zubehör. Ich besaß noch einige Waaren und hatte bereits mehrere Lieferungen übernommen. Ein Tuchhändler eröffnete mir einen ziemlich bedeutenden Kredit und so fing ich denn mein Geschäft an, nachdem ich vorläufig eine ziemliche Menge von Kleidungsstücken selbst angefertigt und machen gelassen. Die Lage meines Ladens war, wie bemerkt, nicht günstig für den Verkauf. Die Kosten waren sehr bedeutend und die Geschäfte gering. Freilich behielt ich meine alten Kunden und gewann auch neue, allein die letzteren waren spärlich und der Verdienst hielt den Ausgaben nicht die Wage. Bedenkt man dazu, daß auch die früheren Gläubiger meiner Frau bezahlt werden mußten, so wird man begreifen, daß ich mich nicht lange Zeit halten konnte. Die Wechsel drängten bereits sehr.

Zwei Brüder, Weinhändler im Großen und Kleinen, welche in der Rue de la Jussienne wohnten, trugen mir eine Lieferung von Kleidungsstücken für etwas über achthundert Franken auf und stellten mir einen Wechsel von vierhundert Franken aus. In Betreff des Uebrigen mußte ich mich theils mit einigen unbedeutenden Baarzahlungen, theils mit Flaschenwein bezahlt machen, an dem ich beim Wiederverkauf ziemlich viel Verlust hatte. Den Wechsel von vierhundert Franken hätte ich nun freilich meinen Lieferanten zur Zahlung geben können, allein große Geldnoth drängte mich, ihn zu Gelde zu machen. Ich bot ihn in mehreren Häusern aus, wurde jedoch überall zurückgewiesen, weil man weder die Unterschrift jener Herren noch die meinige kannte. Ein Mann, der durch viele andere schöne Züge bekannt ist, Herr Jacques Laffitte, nahm sich endlich meiner Noth an. Ich ging zu ihm, stellte ihm meine Bedrängniß vor, und bat ihn, das Papier anzunehmen. Er antwortete, daß man sich auf der Börse freilich nicht mit solchen Kleinigkeiten befasse,

wolle jedoch mir zu Gefallen das Papier nehmen, sobald er die nöthigen Erkundigungen eingezogen habe. Nächster Tage erhielt ich einen Brief von Laffitte, worin ich aufgefordert wurde, zur Hebung des Geldes bei ihm zu erscheinen. Man denke sich meine Freude. Aber wie groß war nicht meine Betrübniß, als ich erfuhr, daß vor dem Verfalltage des Wechsels die Schuldner ihre Zahlungen eingestellt und ihren Laden geschlossen hatten! Und ich? . . . Ach, ich vermochte trotz des besten Willens nicht, der auf mich zurückfallenden Verpflichtung zu genügen. Der Wechsel wurde protestirt; allein die Edelmuth des Herrn Laffitte ließ es dabei anstehen und verfolgte mich nicht weiter.

Unterdessen verfielen mehrere von mir ausgestellte Wechsel und ich wurde, da ich nicht zu zahlen vermochte, gerichtlich verfolgt. Was sollte ich thun? Wie diesen Sturm beschwören? Sollte ich meine Bücher schließen und die Zahlungsfähigkeit erklären? Ich wußte nicht, womit ich die Einstellung der Zahlung rechtfertigen sollte . . . . Ich befand mich in einer schrecklichen Verwirrung; da erschien eines Morgens eine Handelswache bei mir und erklärte, ich müsse ihr in das Gefängniß von Saint-Pelagie folgen. Ich gehorchte dem Boten des Gesetzes, stieg in einen Fiakre und ließ mich ruhig nach dem bezeichneten Orte bringen.

Ich weiß nicht, welche Maßregeln meine Frau nahm und wie sie dies so schnell vermochte, genug, ehe wir das Gefängniß erreichten, holte ein andrer Fiakre uns ein; meine Frau saß mit einem Sachwalter in demselben. Ich konnte in dem Zustande der Verwirrung, worin ich mich befand, nicht sogleich begreifen, was geschah; jedoch die Folge war, daß ich gegen Bürgschaft dieses Mannes losgelassen wurde, der noch an demselben Tage mehrere Stücken Tuch aus unserem Laden zum Unterpfande erhielt.

Dieses edele Benehmen meiner Frau söhnte mich mit ihr über manches eheliche Unrecht aus. Sie rieth mir, Paris auf einige Zeit

zu verlassen und versicherte mich, daß sie während meiner Abwesenheit ihr Möglichstes thun wolle, um unsere Angelegenheiten zu ordnen. Von vielen andern Seiten ebenso bedrängt und über das, was mich erwartete, in banger Ungewißheit, gab ich diesem klugen Rathe nach und nahm sogleich einen Platz in dem Eilwagen, um in meine Heimath zurückzukehren. Aus Furcht vor dem Dazwischenkommen eines ähnlichen Hindernisses schlief ich den Abend nicht in meinem Hause, sondern begab mich in eine Herberge an der Barrière von Fontainebleau und ging am nächsten Morgen eine Strecke auf der Heerstraße voraus, wo ich mich niedergeschlagen etwas seitwärts vor der Straße auf freiem Felde niedersetzte, um den Wagen zu erwarten. Ich war fortwährend voll Furcht, eine neue Handelswache mich verfolgen zu sehen. Endlich erschien der Eilwagen und ich schwang mich mit Freude hinein.

Ich verweilte einen Monat zu Montreal, wo man mich im Besitz eines blühenden Geschäftes glaubte, und beging hier den Fehler, mein mütterliches Erbtheil zu verkaufen, dessen Erlös sich ungefähr auf tausend Franken belief. Ich glaubte damit einen Theil der Schulden, welche ich in Paris hatte, abtragen zu können, allein das war nur ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein. Endlich erhielt ich Briefe von meiner Frau, die mir indeß nichts Bestimmtes über den Verlauf meiner Angelegenheiten verkündeten, und reiste wieder nach der Hauptstadt zurück.

In Paris erhielt ich von meinen Gläubigern wenigstens die Freiheit, meinem Geschäfte ungehindert nachzugehen. Indeß wurde zwischen uns immer noch nichts abgemacht, so daß meine Lage beständig dieselbe blieb. Ich hatte von der Summe, die ich aus meinem mütterlichen Erbtheil gelöst, unterwegs fast nichts ausgegeben und auch keine erhebliche Schuld bezahlt; dennoch war nach dreien Tagen alles verschwunden: meine Frau hatte es verthan. Ich verlangte vergeblich eine Abrechnung darüber, es war unmöglich eine solche zu

erlangen, und da ich nicht in fortwährendem Streit liegen mochte, so verzehrte ich meinen Gram im Stillen.

Die Pacht der Holzgallerieen des Palais royal war noch nicht abgelaufen; meine Frau hatte noch fortwährend ihren Laden dort und kam nur zuweilen nach meinem Magazin herüber. Eines Abends kam sie mit einem tiefverhüllten Herrn von vielleicht vierzig Jahren; sie stellte ihn mir als einen Bekannten vor, der sich einen Anzug kaufen wolle. Der Mann schien verlegen und ein Gespräch über den Grund seines Besuchs vermeiden zu wollen. Nach einigen ausreichenden Redensarten sagte er: — Ich werde sehen . . ich komme wieder . . . und entfernte sich ohne irgend eine bestimmte Erklärung. Auch meine Frau ging zugleich fort. Es bemächtigte sich ein Argwohn meiner; ich verfolgte sie Schritt vor Schritt durch die Straße Croix des Petits Enfants und sah, daß sie in die Sackgasse gingen, welche sich hinter der Bank befindet und in die Straße des Bons Enfants mündet. Ich war nicht sehr weit hinter ihnen und bemerkte, daß sie sich zärtlich umschlungen hielten. Die Hitze stieg mir zu Kopf, mit wenigen Sprüngen war ich bei ihnen. Ich versetzte dem Manne einen gewaltigen Streich mit der Hand ins Gesicht, so daß er auf die eine und sein Hut auf die andere Seite fiel.

So lohne ich die Verführer von verheiratheten Frauen! waren die einzigen Worte, welche ich ausstieß. Ich bedachte nicht, was ich damit eigentlich über mich selbst aussprach; mich hatte die Rache für meine eigenen Vergehen ereilt . . . Der Mann verschwand stillschweigend und meine Frau erhielt die Weisung, nach Hause zu gehen. Hier begann sie mir die bittersten Vorwürfe zu machen und schämte sich nicht, mir die Zerrüttung unserer Angelegenheiten vorzuhalten, als ob sie nicht durch ihre thörichten Verschwendungen das Meiste dazu beigetragen hätte. Eine Hölle brannte in meinem Herzen; ich konnte nicht länger in dieser verpesteten Luft bleiben. In meinem Magazine befanden sich nur noch wenige Waaren; ich über=

ließ alles dem Geschöpfe, an welches ich mein Schicksal gekettet hatte, so wie auch einen prächtigen Schreibtisch, der vor kurzem von mir bezahlt war. Meine Gläubiger schienen mich in Ruhe lassen zu wollen, vermuthlich, weil sie die Unmöglichkeit, sie zu bezahlen, erkannten.

Ich miethete mir eine kleine Wohnung in der Straße Notre-Dame des Victoires Nr. 9, wohin ich nur die zu meinem Handwerk unentbehrlichsten Geräthe mitnahm. Ich erhielt von einigen Kunden, denen ich das Vergangene mittheilte, Beschäftigung genug, meinen Unterhalt zu gewinnen; und an diesem Orte erfand ich die Gigot-Aermel, die damals soviel Aufsehen machten, und welche zuerst von dem Journal des Modes, jedoch mit Weglassung einer zu dem vollständigen Anzuge passenden Weste, die ich Lord Byron nannte, mitgetheilt wurde. Dies brachte mich einige Zeit in Ruf und verschaffte mir mehrern Verdienst.

Ich hatte einige Kunden in dem Quartier latin, andere in den großen Ledergerbereien des Fauburg Saint-Antoine. Ich glaube, daß dies für mich ein Uebelstand war, denn überall vernahm ich die Sprache eines zügellosen Communismus, die eine unbeschreibliche Aufregung in mein Gemüth warf. Die Krankheit Louis XVIII. erhielt die ganze Arbeiterklasse in Gährung. Ich selbst wünschte nichts sehnlicher als unruhige Bewegungen, um aus meiner Dunkelheit, wie ich mich ausdrückte, hervorzugehen. Eine Menge junger Leute meines Standes theilten dieselben Ansichten und Hoffnungen mit mir, und wir vergeudeten die kostbare Zeit, wo wir arbeiten sollten, mit Träumereien, wie wir die bestehende Gewalt stürzen und unseren zügellosen Despotismus dafür an die Stelle setzen wollten.

Um diese Zeit kam ein Schneider aus Lyon, den ich früher kennen gelernt, nach Paris. Er machte mir den Vorschlag, bei ihm als Obergesell einzutreten, und versprach mir obendrein einen Antheil am Geschäft. Trotz der vielen Widerwärtigkeiten, die ich in Paris erfahren hatte, kostete es mich viel Ueberwindung, die Stadt zu ver-

lassen, und ich schwankte einige Zeit, ehe ich das Anerbieten annahm. Endlich gab ich mein Wort und rüstete mich zur Abreise . . . Wollte der Himmel, ich hätte diesen Entschluß nicht gefaßt und nimmer einen Fuß in das für mich so unheilvolle Lyon gesetzt.

4.

In Lyon begab ich mich, unmittelbar nach meiner Ankunft zu meinem Meister. Er besaß einen schönen Laden im Café parisien am Cölestinerplatze. Die Werkstelle und Wohnung befand sich im fünften Stock. Der Herr mit seiner Frau wohnten neben dem Laden. Man zeigte mir alles, beobachtete jedoch über den Hauptpunkt, der mich eben bestimmt hatte, Paris zu verlassen, Stillschweigen, und ich wollte nicht das erste Wort darüber fallen lassen. Ich beschäftigte mich theils in der Werkstatt, theils mit Zuschneiden im Laden.

Doch merkte ich nach kurzer Zeit, daß man mir falsche Versprechungen gemacht habe. Eine Erklärung fand statt und man sagte mir, wenn ich irgend etwas Geld besäße, würde man mich am Verdienste, ja selbst am ganzen Geschäfte Theil nehmen lassen. Ich machte Einsprüche und Vorstellungen, jedoch umsonst. Uebrigens merkte ich auch bald, daß mein Meister vielfach von Gläubigern bedrängt wurde, obgleich nichts desto weniger ein großer Aufwand im Hause herrschte. Es war mir spaßhaft, wahrzunehmen, daß man auf mich gerechnet hatte, um sich aus diesen Verlegenheiten zu ziehen.

Mein Meister mußte endlich die Zahlung einstellen, leerte seinen Laden größtentheils aus und nahm mit seiner Frau die Flucht. Mir hinterblieb für meine Arbeit nichts, als einige hinterlassene Kleidungsstücke und eine leere Bettstelle. Die Gläubiger versammelten sich in

dem Hause, um ihr Interesse zu berathen, und machten mir endlich den Vorschlag, die Werkstätte für meine Rechnung zu übernehmen. Ich hatte bereits einige Bekanntschaften in Lyon, sowie einen Verwandten und mehrere Landsleute, und da mehrere Kunden meines frühern Herrn mir ihren Beistand zusagten, so entschloß ich mich, diesen Rath anzunehmen. Ich hatte das Glück, bald genug Aufträge zu erhalten und für mich nebst zwei, selbst drei Gesellen Beschäftigung zu haben. Ich ließ mir von meinem Vater ein Bett kommen und war somit in London etablirt. Ich arbeitete und saß so, wie man zu sagen pflegt, ziemlich in der Wolle. Mir stand die Aussicht auf eine glückliche Zukunft offen, wenn nicht mein unbändiger Stolz und mein thörichter Leichtsinn mich wieder verfolgt hätten.

Sonntags und auch wohl in der Woche besuchte ich Abends bekannte Häuser, wo sich Leute versammelten, die eifrig politisirten. Man las die Oppositionsjournale, hin und wieder Pamphlete, sang dazu Lieder von Beranger, mit einem Worte, die damals herrschenden Ideen von allgemeiner Herrschaft, Gütergemeinschaft und dergleichen, waren in vollster Blüthe. Eines Abends richtete in einer solchen Versammlung ein Seidenhändler mit verhöhnendem Stolze die Worte an mich: — Und du, Romand, mit Deinem träumerischen Gesichte, von Dir sollte man glauben, daß Du kein Anhänger der Freiheit bist. Ich glaube, Du wirst in einer Revolution eine traurige Figur spielen. — Vielleicht nicht so wie Du, antwortete ich sehr boshaft. Und in der That, **1830** bei der Vertheidigung von Lyon in Folge der Julirevolution und **1831** in den unheilvollen Novembertagen saß mein Frager in seinem Zimmer eingeschlossen. Das ist so der gewöhnliche Lauf; die größten Prahler sind nicht zu haben, wenn es zum Handeln kommt.

Das Jahr **1827** kam heran und mit ihm die Folgen meines leichtsinnigen Lebens, welches so schön angefangen hatte. Das Vertrauen, welches mir die Kaufleute geschenkt hatten, nahm ein Ende;

Ich mußte immer wenigstens Wechsel ausstellen. So blieb ich immer auf bloße Bestellungen beschränkt; und wenn ich gleich bei Lust zur Arbeit und sparsamem, ordentlichen Leben recht gut hätte fertig werden können, so entsprach das doch meinen Wünschen nicht und ich arbeitete nur eben nach Laune. Ich hatte zwar noch einige Gelder ausstehen und muß zu meiner eigenen Ehre sagen, daß ich von denselben nie mehr verwendet, als die dringende Noth heischte; allein mir blieben auch viele Verpflichtungen zu erfüllen übrig.

In demselben Jahre fand eine allgemeine Manifestation der lyoner Volksklasse statt, bei Gelegenheit eines Gesetzes gegen die Freiheit der Presse, welches die Regierung zurückzunehmen gezwungen war. Man illuminirte und bei dieser Gelegenheit wurden die verschiedenen Farben der Parteien ausgesteckt. Meine sämmtlichen Fenster im fünften Stock waren hell erleuchtet und ich hatte, um eine Anspielung zu machen, einen Besen an einer langen Stange auf die Straße hinausgehängt. Es war dies unrecht von mir, denn ein Arbeiter, der sich des Wohlwollens aller Leute versichern muß, sollte mit seiner Meinung wenigstens nicht Andern verhöhnend gegenübertreten. Allein denkt die politische Raserei wohl an so etwas?

Von **1827** bis **1830** gingen bis zu dem Zeitpunkte, wo die endliche Katastrophe ausbrach, meine Angelegenheiten immer mehr den Krebsgang. Ein unerbittlicher Gläubiger verfolgte mich aufs Aeußerste und ließ alles, was das Gesetz ihm erlaubte, verkaufen. Mir blieb nichts als mein Bett und die Handwerksgeräthe. Ich vergoß bittere Thränen, als einige kostbare Gegenstände, die ich mir angeschafft, Gemälde, Kupferstiche, antike Bronzen und Medaillen öffentlich zum Verkauf gestellt wurden. Aber es waren nicht Thränen der Reue über meine Thorheit, sondern Thränen der Wuth und fürchterlichen Hasses gegen die Regierung, die doch an meinem Ruine und allem meinen Unglücke ganz unschuldig war. Von diesem Augenblicke an stürzte ich mich ganz und gar in den poli-

tischen Schwindel und erwartete mit Sehnsucht einen Ausbruch der Volkswuth, um mit allen Kräften mich an ihm zu betheiligen.

Die Julibefehle von 1830 waren in der Hauptstadt erlassen und als die Nachricht davon nach Lyon kam, zeigte sich überall Bewegung, freilich mehr eine vertheidigende als angreifende Bewegung, die jedoch nichtsdestoweniger die Stadt in große Gährung brachte. Die Bürger griffen zu den Waffen und stellten sich auf den Quais und den Hauptplätzen auf. Die Läden wurden geschlossen und alles war auf die gewaltigsten Ereignisse, selbst auf eine Revolution gefaßt. Dieser Zustand entsprach vollkommen meiner Gemüthsstimmung. Ich besaß alles, was nothwendig ist, um ein treffliches Werkzeug der politischen Rädelsführer zu werden; ich war von Grund aus ruinirt und brannte vor Begierde eine unabhängige Stellung zu gewinnen. Eines Tages befand ich mich in zahlreicher Menschenmasse neben dem Kaffé „die Perle" auf dem Quai du Rhône, als ein Kurier von Paris eintraf, der eine dreifarbige Fahne mitbrachte und vor unseren Augen entfaltete. Die Menge begrüßte sie mit freudigem Zuruf. Ich stürzte vor. . . Ein älterer Mann, welcher näher stand, kam mir zuvor und drückte die Fahne in seine Arme; ich konnte sie nur berühren. Dieser Mann schien mir ein Soldat der großen Armee zu sein, und es war billig, daß sie die ersten patriotischen Küsse von ihm empfing.

Die Bürgergarde trat zusammen, ich wurde mit einem Gewehr bewaffnet und der zweiten Kompagnie der dritten Legion Grenadiere einverleibt. Man kommandirte mich zuerst als Wache vor die Post im Rathhause. Um besser bewaffnet zu sein, borgte ich mir einen großen Kavalleriesäbel, es war dies ein Ehrensäbel, den ein Advokat am königlichen Gerichtshofe zu Lyon bekommen hatte. Ich gürtete ihn mit einem langen, schwarzen Bande um und schwang mein Gewehr auf die Schulter. So begab ich mich auf meinen Posten und stand am nächsten Morgen von 8 bis 9 Uhr auf Wache. Ich befand

mich am Eingange des Platzes des Terreaux; ein Herr mit einem bordirten Hute kam, und ich rief ihm zu: — Der Eingang ist untersagt. — Ich bin der Maire. — Ich kenne Euch nicht . . . In diesem Augenblicke kam der Postmeister und sagte: — Lassen Sie ihn eintreten, es ist der Herr Maire. Ich schulterte das Gewehr und ließ den Eingang frei. Es war Herr Prunelle, der seit kurzer Zeit zum Maire ernannt war und den ich noch nicht kannte.

Die Nacht meines Wachtdienstes regte mein Gehirn ungemein auf. Ich sah durch die bevorstehende Revolution sich einen Theil meiner Ideen, wie ich sie in den Versammlungen, die ich besucht hatte, eingesogen, sich verwirklichen. Gleichheit war die größte Lockspeise für mich; denn ich verstand nicht die allein vernünftige und mögliche Gleichheit vor dem Gesetze darunter, sondern das Recht, denen, die mehr besäßen, zu nehmen. Habsucht und Eigennutz also und das Verlangen, mich ohne Arbeit zu bereichern, waren meine Triebfedern. Ich wohnte häufig den Uebungen und Musterungen der Bürgergarde bei. Die erste fand auf dem Platz Belle cour, die zweite zu Perrache unter der Leitung des Herzogs von Orleans statt. Bei dieser letzten Musterung wurden Säbel ausgetheilt und ich empfing gleichfalls einen solchen von meinem Hauptmann.

So wurde meine ganze Zeit von Musterungen und Sicherheits- oder Ehrenwachen fortgenommen. Das war für meine Eitelkeit sehr gelegen, allein mein Geldbeutel befand sich dabei schlecht. Da ich nicht arbeitete, verdiente ich auch nichts und wurde gezwungen den Edelmuth hochstehender Personen, die ich nicht kannte, in Anspruch zu nehmen. Allein dies Leben von Almosen schien mir für einen jungen, gesunden Mann höchst unpaßlich und für einen Soldaten, der ich in diesem Augenblicke aus Liebhaberei und meinem ganzen Treiben nach war, erniedrigend. Ich dachte also daran, mir durch mein Handwerk meine Existenz zu gewinnen, ohne den Bürgergardendienst aufzugeben. Ein Schneider, der viele Arbeiter beschäftigte,

fand sich bereit, mich als ersten Gesellen mit drei und einem halben Franken täglich und einen Antheil an den Verkäufen, die ich machen würde, anzustellen. Ich arbeitete fleißig, so viel es mein Dienst mir erlaubte, und zog mehrere meiner alten Kunden mir nach. Ich hoffte, daß mein Herr hierüber, wie über meinen persönlichen Fleiß sich zu einigem Danke verpflichtet fühlen würde; allein statt dessen machte ich die traurige Erfahrung, daß nur Mißtrauen und Eitelkeit ihn beseelten. Eines Tages, als man mich zum Dienst bestellte, sagte er, als er die Höflichkeit, mit der man mich anredete, bemerkte: Zum Teufel! Es scheint mir, als ob man Euch weit höflicher begegnete, als mir selber! Ich will Euch nicht länger hier wissen, schert Euch den Augenblick fort! — Ich konnte diese Sprache nicht begreifen, allein er bestand auf seinem Eigenwillen und trieb mich aus dem Hause, ohne sich nur einmal mit mir auseinander zu setzen, und hielt mir sogar noch einen Oberrock, ein Paar Beinkleider, einen Hut und zwei Gemälde, die ich ins Haus gebracht hatte, zurück. Ich behielt nichts als ein Paar Beinkleider und eine Arbeitsweste, die ich auf dem Leibe trug, und hatte nichts über die Schultern zu ziehen. Ein Nachbar des Schneiders borgte mir eine Jacke, damit ich nur in meine Wohnung gehen konnte, und schenkte mir noch außerdem zwei Franken; eine Aufmerksamkeit, die mich sehr rührte.

Ich war nicht reich genug, um eine Klage wegen Herausgabe meiner Kleider und Auszahlung meines Verdienstes anzustellen. Indeß begab ich mich zum Maire, dem ich meine Angelegenheit auseinandersetzte. Derselbe hörte mich freundlich an und gab mir einen Brief an den General-Procureur, der einen Advokaten für mich bestellte. Dies Benehmen söhnte mich etwas mit den mir bisher aus Vorurtheil verhaßten Beamten aus.

Meine Mittel und Hilfsquellen versiegten immer mehr. Man fürchtete, sich mit mir einzulassen, weil ich mich zu der republikanischen Partei geschlagen hatte. Daher kam es, das ich im Anfange 1831

das wenige Geräth, welches ich noch besaß, verkaufen mußte. Es war der letzte rettende Strohhalm, den ich ergriff, und von nun an ging ich dem Mangel mit allen seinen Schrecken mehr und mehr entgegen.

Je tiefer ich ins Elend gerieth, desto schwächer wurde meine Energie. Es war dies natürlich, denn der Mensch verkommt und erschlafft im Mangel mehr und mehr und selten nur bedecken Lumpen eine starke muthige Seele. Die meinige war gebeugt, und der Republikaner, der Mann der Partei, der unerschütterlich in seinen Entschlüssen dazustehen sich rühmte, trug den feigen Gedanken an Selbstmord in seinem Kopfe herum. Mehrfach war ich entschlossen, meinem Leben ein Ende zu machen; allein eine verzweifelte Stumpfsinnigkeit und, soll ich es sagen? vielleicht Feigheit hielt mich davon ab. Ich besaß nicht den Muth, im ungewissen Jenseits meine That zu verantworten.

Ich sank zum Bettler hinab. Mehrere Tage fristete ich mein Leben mit den Stücken Brod, die ich mir an den Thüren suchte. Von hieraus war der nächste Schritt bald gethan; mit der so ersterbenden Scham erlosch auch mein Ehrgefühl und ich trat auf die Bahn des Verbrechens.

Eines Abends in der Mitte des Herbstes verweilte ich sehr spät auf dem Quai der Rhone, denn ich wagte aus Furcht vor meinen Gläubigern mich nicht nach Hause. In traurige Betrachtungen versunken, irrte ich umher, setzte mich nieder, fing wieder an zu irren und setzte mich von neuem. Langeweile, Hunger, Ermattung schloßen einen Augenblick meine Augen; ich schlummerte ein; allein der Abend war kalt. Ich stand wieder auf und ging durch die neue Straße in die Stadt unter die Hallen des Collegiums. Mitternacht war vorüber, und ich fühlte mich endlich ermattet. Als ich den Käsemarkt erreicht hatte, trat ich in die Allee des Images und stieg in die zweite Etage eines Hauses. Hier legte ich mich flach auf die Stufen

nieder, um zu schlafen. Beim Aufwachen waren meine Glieder wie zerschlagen. Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen, dies nur ist mir erinnerlich, daß ich durch den Lärm einer neben mir schlafenden Person aufgeweckt wurde. Sie stieß einen lauten Schrei aus und hielt mich wahrscheinlich für betrunken . . . Ach! meine Eingeweide waren leer, seit mehr als vierundzwanzig Stunden hatte ich keinen Bissen gegessen noch getrunken. Das Lager auf den kalten Steinen hatte meine Glieder ganz erstarrt; vor Furcht zitternd stand ich auf und stieg die Treppen hinab, um von neuem durch die Straßen zu irren. Aber der Tag schien mir heute länger als gewöhnlich auszubleiben, als wolle er mich nicht ohne Beschäftigung und Brod wiederfinden. Ich wanderte auf's Geradewohl. Auf dem Platze de la Herberie (verwünscht sei das Andenken an diesen Augenblick!) bemerkte ich, daß ein Brett an dem Laden eines Gewölbes sich bewegte. Ich konnte die Ursache dieser Bewegung nicht errathen, obwohl es ganz einfach die Folge des heftig wehenden Windes war. Ich ging hinzu und fand, daß die Eisenstange vor dem Verschluß des Ladens herzulegen vergessen war. Ich weiß nicht, in welcher Weise das Brett oben befestigt war, daß es sich bewegen konnte, ohne niederzufallen; indeß, ich hob es in die Höhe und bemerkte beim Schein einer nahen Laterne Messingwaaren in dem Laden. Bei diesem Anblick überkam mich ein verbrecherischer Gedanke . . . Mein besseres Selbst verließ mich . . . ich riß dies Brett gänzlich zur Seite und mit raschem Schlage, ohne mich um den dadurch entstandenen Lärm zu kümmern, zerschlug ich die Scheibe, die klirrend in Splitter flog. Ich streckte die Hand aus und der Diebstahl war vollbracht.. ich ein Dieb!.... welche Schande!.. die Feder entsinkt meiner Hand.— Und nun muß ich hinzusagen, daß der Erlös des Gestohlenen mir acht und einen halben Franken einbrachte, mir also nur den Vortheil gewährte, nicht augenblicklich im buchstäblichen Sinne des Hungertodes zu sterben! — —

5.

Um die Zeit meines Verbrechens herrschte große Gährung unter den Seidenarbeitern in Lyon. Sie hatten in Folge des zu sehr von den Fabrikbesitzern heruntergedrückten Preises und der dadurch unter ihnen entstandenen großen Noth ihre Arbeiten eingesteckt und von den Fabrikanten die Feststellung und Regelung der Preise verlangt. Von der Croix-Rousse waren sie in Prozession in die Stadt gezogen und hatten sich auf dem Platze der Präfektur in großer Anzahl versammelt. Von beiden Theilen, den Fabrikanten und Arbeitern, waren Bevollmächtigte ernannt und eine Abgesandtschaft begab sich unter der Anführung Bouvier-Dumolards zu dem Präfekt. Es kam eine Uebereinkunft zu Stande, man stellte einen Tarif auf und die Arbeiter erhielten eine Erhöhung der Verdienstpreise. Für den Augenblick wurde die Ruhe hergestellt. Dies geschah in der Mitte des Oktober 1831.

Das Interesse, welches ich an der Sache des Volkes und den Arbeitern insbesondere nahm, ließ mich die gesammten Anordnungen mit aufmerksamem Blicke verfolgen. Jedoch war es bei mir vielleicht am wenigsten persönliches Interesse, das mich an die Volksbewegungen knüpfte.

Zwei Werkmeister, die ich von den geheimen Versammlungen aus kannte, und von denen der Eine später durch den ersten Kanonenschuß gegen Croix-Rousse fiel, gaben mir die Versicherung, daß eine neue Arbeiterbewegung unmittelbar folgen würde, weil der Tarif nicht ausgeführt werde; ja, dieses Mal könne eine ernsthafte Sache daraus werden. Ich versah mich mit Munition, da ich beim Losbrechen zu den Waffen greifen wollte.

Sonntag, den 20. November 1831, zehn Uhr Abends, sagten in der Schenke auf Croix-Rousse vier Werkführer, unter denen ein

Ex-Sergent der Nationalgarde, welcher den ferneren Dienst verweigert und die Waffen zurückgegeben hatte, und ein Schneider, insgeheim zu einander: „Adieu! Morgen! . . .“ Sie hatten mit einer Menge Anderer zusammen zu Nacht gegessen und sich von diesen getrennt, um ungestört sich besprechen zu können.

Acht Uhr morgens, am nächsten Tage gingen der Ex-Sergent und der Schneider zu einem Kanonier-Lieutenant der Nationalgarde und fanden denselben beschäftigt, seine Waffen zu putzen. Sie haben Dienst! sagte der Schneider. — Ich habe Befehl erhalten . . . es ist schlimm! . . . wir haben vielleicht traurige Vorfälle! . . . — Aber die Seidenarbeiter denken nicht an Feindseligkeiten, sie wollen nur die Arbeiten einstellen, um den Tarif aufrecht zu erhalten. Will man etwa daraus eine Revolution machen? Und werden Sie in diesem Falle gegen das Volk Partei nehmen? — Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Befehl bekommen habe. Meine Pflicht . . . — Ihre Pflicht beugt sich vielleicht bei dem Anblicke des Volkes! . . . — Ich verspreche nichts. — In diesem Falle werden wir uns einander gegenüber befinden. Es ist nicht wohl gethan, Herr, da sie einen großen Theil der Seidenarbeiter kennen. Adieu! Der Schneider, welcher so sprach, war ich!

Bei Beginn der Unruhen am Dienstag, den 22. November, hatten die Arbeiter sich auf der Höhe neben St. Sebastian versammelt. Man drängte sie zurück und bemächtigte sich des Platzes, der eine Hochfläche bildet, auf welcher man eine Batterie errichtete und sich bereit hielt auf die Arbeiter zu feuern. Jener Kanonier-Lieutenant kommandirte den Posten. Die Arbeiter zeigten noch keine Absicht, einen Schuß zu thun, allein Alle waren gefaßt, Widerstand zu leisten.

Sie erkannten jetzt Alle in dem kommandirenden Lieutenant den Besitzer eines Kaffeehauses, wo die Seidenarbeiter sich zu versammeln pflegten. Durch sie war er zur Wohlhabenheit gelangt und jetzt

wollte er sie dafür zerschmettern. Dieser Gedanke erzeugte eine große Wuth, doch blieb alles noch ruhig. Die Kanoniere zauderten, die Lunten anzulegen, welche verderbliche Blitze unter das Volk schleudern sollten. Da entriß der Lieutenant Einem die Lunte und brachte sie selbst an das Geschütz. Die Arbeiter sahen diese Bewegung, sie gaben in gleichem Augenblicke Feuer — eine Menge Opfer bedeckten das Feld. Unter ihrer Zahl befand sich der Lieutenant, der am Schenkel verwundet niederfiel. Er erhob sich indeß wieder und kommandirte eine neue Ladung. Die Arbeiter feierten ebenfalls nicht und der Lieutenant empfing eine zweite Wunde, diesmal eine tödtliche. Viele von uns beklagten seinen Tod, denn er war ein wackerer, muthiger Krieger, der bereits unter dem Kaiserreiche gedient hatte.

— Was gibt's? fragten die drei Werkführer von Croix-Rousse, als wir uns zusammen in einem Hause der Straße du Mange trafen. — Eben nichts Gutes! entgegnete der Ex-Sergent. Wir müssen uns auf die Vertheidigung beschränken, denn die Nationalgarde kommt zu Beinen und die Lienientruppen werden aufgeboten. — Romand, werdet Ihr zu uns halten? — Ihr kennt meine Gesinnungen, versetzte ich. Die Sache des Volkes ist die gerechte und meine Sache.

Während des Montags war es bereits zu einigen Scharmützeln gekommen, die das Vorspiel zu ernsteren Händeln bildeten.

Ein Militärposten an der Barriere Croix-Rousse wurde an diesem Tage morgens von einer Abtheilung Nationalgarde verstärkt; diese wollten, ich weiß nicht mehr ob blos unter sich oder mit den Soldaten, Brüderschaft trinken und leerten dabei mehrere Flaschen Wein. Nicht weit davon ist der Platz Croix-Rousse, wo zahlreiche Arbeiter versammelt waren. Ihre Absicht war, in die Stadt hinab zu gehen; sie befanden sich ohne Waffen. Die Nationalgarden waren thöricht genug, beim Trinken beschimpfende Toaste gegen die Arbeiter auszubringen, als: Prosit, Kibitz! . . . Prosit, Käsegesicht! (eine rohe Anspielung auf die Nahrung, zu welcher die armen

Arbeiter sich gezwungen sahen), he, Du willst den Tarif! man wird ihn Dir ausklopfen, er steckt hier drin, Dein Tarif! und damit schlugen sie höhnisch an die Patrontaschen. Dies waren die ersten Herausforderungen, denen bald andere von beiden Theilen folgten. Ein Schuß fiel auf Seiten des Postens, den man mit Steinwürfen erwiderte. Man verdrängte die Wache, bemächtigte sich der Waffen und nahm eine feste Stellung auf dem Bernardiners Platze ein. Es wurden Barrikaden errichtet, um auf diesem Punkte dem Militair und der Nationalgarde den Eingang nach Croix-Rousse zu wehren. In der Stadt ertönte Generalmarsch und alle Kräfte, welche sich beisammen bringen ließen, strömten zum Schauplatze des beginnenden Kampfs.

Die Arbeiter hatten, durch die Oktober-Vorgänge belehrt, vorausgesehen, daß sie bei einer Manifestation kräftigen Widerstand erfahren würden. Die Meisten waren daher bewaffnet, und der erste Schuß war das Signal zu allgemeiner Erhebung.

Ich beschäftigte mich damit, das Volk durch Proklamationen aufzuwiegeln, und als der Präfekt Dumolard mit dem General Ordonneau im Laufe des Nachmittags zu den Arbeitern kamen, war ich es hauptsächlich, der die Zurückbehaltung der Gefangenen als Geißeln bevorwortete. Ich war es ebenfalls, der den Vorschlag zur Inschrift der Fahne der Arbeiter machte: „Arbeiten und leben, oder kämpfen und sterben!"

Die Insurgenten blieben Herren des Platzes und es wurden zur Behauptung dieser wichtigen Stellung Posten ausgestellt. Während der Nacht ruheten die Feindseligkeiten; ich begab mich in meine Wohnung in der Stadt, jedoch mit dem Versprechen, nächsten Morgen wieder am Platze zu sein. —

Dienstag, den 22., war ich bei Tagesanbruch wieder auf den Füßen und steckte einige Patronen, die ich besaß, zu mir. Als ich das Zimmer verlassen wollte, trat eine junge Frau, mit welcher ich

Liebschaft gepflogen hatte, zu mir herein und sagte mit Thränen in den Augen und am ganzen Leibe zitternd: Mein Lieber, warum wollen Sie sich in den Streit mischen? . . . Ich beschwöre Sie, bleiben Sie bei uns. — Cäsarine! versetzte ich, Sie wissen, wie ich Sie liebe, allein die Pflicht gebietet über das Herz. Ich bitte nur noch um eine letzte Liebe. Sie kennen die Adresse meines Vaters; wenn ich nicht wiederkehre, so schreiben Sie ihm, daß ich den Tod für die Sache des Volks gefunden habe. Leben Sie wohl! — Damit stürzte ich fort und ließ sie weinend und schluchzend stehen. Ich suchte mich zu dem mir angewiesenen Platze zu begeben, doch mußte ich Umwege machen, denn die Zugänge waren von Soldaten, Dragonern und Nationalgardisten besetzt. Als ich mit genauer Noth die Straße Puits-Gaillot erreicht hatte, hörte ich den ersten Kanonenschuß und sah, daß er von der an der Brücke Morand aufgepflanzten Batterie gegen die Vorstadt Brotteaux gefeuert war. — Die Arbeiter von Brotteaux sind im Aufstande begriffen, man bedrängt sie mit Kanonenschüssen . . . und ich bin unthätig! Dieser Gedanke durchblitzte mich peinlich. Ich vernahm fortwährend den Kanonendonner und Gewehrfeuer auf allen Seiten. Man schoß überall auf die Arbeiter, welche sich versammelten, die sämmtlichen Plätze und Ausgänge der Stadt waren mit Soldaten besetzt, welche unbarmherzig auf jede zusammenströmende oder zusammengetriebene Gruppe schossen. Es drängte mich, zu den Arbeitern zu kommen und ich drang durch die Straße Garet und Henri endlich auf den Kollegienplatz. Ein mir bekannter Nationalgardist, ein Schneidermeister, hielt mich an: Halt, Romand! wohin? und legte das Gewehr an. Ich kümmerte mich nicht darum, sondern ging weiter; der Nationalgardist schoß nicht, sondern sagte zu mir, als ich näher gekommen war: Tollkühner Mensch, wohin? — Ich versetzte: Davon brauche ich Ihnen keine Rechenschaft zu geben, allein ich will Ihnen sagen, daß ich ein wenig umherstreife, Sie sehen, ich bin ohne Waffen. —

Er ließ mich den Posten passiren und ich ging, da der Quai der Rhone von Dragonern besetzt war, in die Straße Gentil und weiter in die Straße de la Garbe, wo ich eine Menge gleich mir von den Soldaten aufgehaltener Personen fand. Ich rief ihnen zu: wir müssen uns Waffen zu verschaffen suchen! — allein meine Worte fanden weder Anklang noch Widerspruch.

So ging ich an den Saone-Quai, wo ich an der Brücke der Boucherie-des-Terreaux abermals eine waffenlose Menge fand, welche dem Angriffe der Soldaten ruhig zusahen. Ich entdeckte in der Gruppe einen Landsmann, welchem ich zurief: Wir müssen uns vertheidigen, wir müssen Waffen aufsuchen. — Er versetzte, daß er mit den Seidenfabrikanten in Geschäften stehe und seines Interesses halber sich nicht gegen sie erkläre. — Zum Teufel Eure Interessen! Wollt Ihr Euch todtschlagen lassen, ohne Euch zu wehren? — In diesem Augenblicke gaben die Soldaten eine Ladung und zerstreueten die Menge.

Ich ging wieder in die Stadt und stieß von neuem auf Gruppen, allein ohne Bewaffnung. Eine Militairabtheilung stand als Vorposten mitten in der Straße Grenette, die beiden hier hereinlaufenden Straßen beherrschend. Er feuerte gleichfalls auf die waffenlosen Zusammenstehenden, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Meisten gezwungen waren, in den Straßen sich aufzuhalten, da sie nirgends Ausgänge durch die Posten fanden. Ich eilte fort und gesellte mich in der Dominikanerstraße zu einer sehr zahlreichen Menge, die vor dem Hause des Waffenschmiedes Brunel stand. Man fragte, ob man nicht Waffen bekommen könne. Die Antwort lautete, es wären bereits alle im Laden befindlichen vertheilt und man könne keine Kämpfer weiter bewaffnen. Mir genügte diese Antwort nicht; ich stieg in den ersten Stock zu der Werkstätte hinauf. Man öffnete auf mein Klopfen. — Ich verlange eine Waffe! sagte ich. — Man hat diesen Morgen mein Lager erstürmt und alles fortgeschleppt,

versetzte der Eigenthümer. — Das ist möglich; allein ich komme nicht, um zu stürmen, ich muß eine Ausnahme machen; ich muß eine Waffe haben, denn ich kann nicht länger kaltblütig bei diesen Vorgängen bleiben. . . . Sie kennen mich vielleicht von Ansehen, ich heiße Romand und habe früher einen Kleiderladen im Cölestiner-Viertel gehabt. Ich will Ihnen mein Taschenbuch zum Pfande lassen, geben Sie mir aber um alles in der Welt eine Waffe. Falle ich nicht, so bringe ich sie zurück.

Man holte mir einen guten Karabiner und bat mich, beim Verlassen des Hauses ihn nicht sehen zu lassen. Ich steckte ihn unter meinen Rock und ging. — Endlich bin ich bewaffnet! rief ich aus und eilte rasch gegen die Straße Grenette zu. Allein mir fiel auch bei, daß das Volk nur siegen kann, wenn seine Massen groß sind und daß unsere Sache verloren sei, wenn alle meine Kameraden vereinzelt wie ich umherschwärmten. Da ich vorhin wahrgenommen, daß der Vorposten der Straße Grenette der Straße Quatre-Chapeaux gegenüber sich aufgestellt habe, so begab ich mich in die letztere und fand eine Menge Arbeiter beim Eingange auf den Platz Grenouille versammelt. Sie waren wiederum ohne Waffen, und bemerkten meinen Karabiner unter dem Rocke. — Entwaffnet ihn! entwaffnet ihn! rief man, er ist ein Handlungsdiener! und eilte auf mich zu. Ich trat zwei Schritte zurück, faßte meinen Karabiner bei der Mündung und rief mit geschwungener Kolbe: — Den Ersten, der mir nahe tritt, schmettre ich nieder. Unsinnige! glaubt Ihr, ich komme, um gegen Euch zu streiten? Ich bin aus dem Volke und für das Volk. Bei diesen Worten beunruhigten sich Alle und man sagte mir, daß die Soldaten bereits gefeuert hätten. Ich lud meinen Karabiner, ging etwas vor und feuerte los. Ein Freudenruf begleitete den Knall meines Schusses. Der Militairposten bemerkt in der Verwirrung nicht, von wem der Schuß gekommen. — Sucht Euch zu bewaffnen, zurück, an's Ende der Straße Grenette! rief ich und zog mich zu dem angedeuteten

Punkte zurück. Viele folgten mir. Unterwegs lud ich meine Waffe von neuem und trat, bei den Hallen de la Grenette angelangt, aus dem Portale den Soldaten gegenüber. Mein Schuß fiel gleichzeitig mit dem Feuern der Soldaten; neues Bravorufen! — Ein armer Soldat war vom französischen Blei niedergestreckt! Nach und nach fielen fünf andere gleichfalls von meiner Hand. Jetzt begann ein Feuern von beiden Seiten; der Posten wurde schwächer und schwächer und ließ endlich zum Rückzug blasen. Mein Rock war von vielen Löchern durchbohrt; ich verließ mit meinen Kameraden die Stellung und begab mich zu den Quais der Rhone. Verworrenes Geschrei ließ mich vernehmen, daß die den Insurgenten entgegengestellten Kräfte sich allmälig zurückzogen.

In der Straße Grenette hatte man mich in ein Haus gerufen, und mir ein Glas Wein mit Wasser zu trinken gegeben. Es war eine Apotheke und hierher hatte man auch die verwundeten Soldaten gebracht. Mehrere meiner Kameraden verhöhnten die Verwundeten, allein dies verletzte mein menschliches Gefühl, ich verwies die Reden und sagte, die Soldaten hätten zu ihren Fahnen gehalten und sich brav benommen. Doch ließ ich die Waffen und Patronen derselben von meinen Begleitern nehmen und unter sich vertheilen. Ebenso rettete ich einen Nationalgardisten, der aus Leibeskräften durch die Straßen floh und von einem wüthenden Haufen verfolgt wurde.

Am Ausgange der Straße Grenette gaben mehrere Nationalgardisten, welche an der Ecke Posten standen, Feuer auf unsere Gruppe. Glücklicherweise deckten uns die Ladenvorsprünge und Krambuden, so daß niemand getroffen wurde. Jetzt begann ich ein neues Scharmützel, in dem mich meine neu bewaffneten Gefährten unterstützten. Bei unserm scharfen Angriffe entfloh der Posten nach allen Richtungen. — Er ist verwundet! rief man, mich erblickend. — Es ist nichts, versetzte ich; ein leichter Streifschuß hatte meine Hand getroffen, doch bemerkte ich es in der Hitze des

Streites selber nicht einmal. Ich verband die Wunde mit einem Tuche.

Wir begaben uns auf den Platz du Concert unterhalb der Brücke Lafayette, wo viele Insurgenten, zum großen Theile bewaffnet, versammelt waren, denn hier war ein geeigneter Punkt zur Vereinigung der Kräfte der Arbeiter. Beim Eintreffen wurde ich von dem Geschrei begrüßt: Bravo, bravo! seht, der allein hat den Posten aus der Straße Grenette vertrieben. Man versah mich reichlich mit Patronen, die ich in einem farbigen Tuche um den Leib herum band, wodurch ich viele Aehnlichkeit mit einem Tyrolerschützen bekam.

— Wo giebt es zu thun? fragte ich.

Man antwortete mir, daß die Truppen sich auf allen Punkten zurück zu ziehen schienen, und selbst die Dragoner bereits die Quais der Rhone geräumt hätten, daß man aber glaube, es sei noch eine Anzahl Linientruppen und Nationalgarden in dem Hause Oriol bei der Brücke Morand eingeschlossen. Man beschloß, die Feindseligkeiten einige Zeit einzustellen, da man bei der Brücke Morand Gefahr laufe, abgeschnitten zu werden.

Ein Goldarbeiter, Landsmann von mir, schlug mir vor, über die Brücke Lafayette in die Vorstadt des Brotteaux zu gehen, um einige Nahrung zu uns zu nehmen. Ich nahm es an, und erreichte unter allgemeinem Jubel mehr getragen als gegangen das linke Rhoneufer.

6.

Das Mahl war kurz. Ich hatte keine Ruhe, bis ich wieder in der Stadt war. Beim Eintritte in die Stadt blieb ich einen Augenblick stehen, um zu beobachten, was es auf dem anderen Ufer gebe.

Ah! ah! ich bin verwundet! rief eine Stimme, die von einem in den Schenkel Getroffenen herrührte, und etwas weiter hin war einem Manne, der einer Dame den Arm bot, die Hand durchschossen. Diese Vorfälle reizten meine Wuth auf's neue.

Wir fanden den Platz du Concert und die untere Seite der Brücke Lafayette noch immer mit Menschen angefüllt. Ich entschied, daß man gegen die Brücke Morand vorrücken müsse, um die feindlichen Kräfte anzugreifen, und eröffnete selbst den Zug.

Vor dem Kollegium sahen wir drei Dragonerleichen liegen, einen Officier und zwei Gemeine. Ein Umherschwärmer schnitt dem Ersteren die goldenen Tressen ab. Ich jagte ihn fort, denn es empörte mich, die Sache der Gerechtigkeit und Freiheit so schmählich von nichtsnutzigem Gesindel ausgebeutelt zu sehen. Desgleichen kam ich eben noch zeitig genug, eine in derselben Gegend aufgeschlagene Bude mit einem Wachsfigurenkabinet vor muthwilliger Verbrennung zu bewahren.

Es wurde bereits finster. Neben der Brücke Morand sah ich Feuer schimmern. Ich dachte, es sei ein Bivouakfeuer, ging jedoch hinzu und fand, daß vor dem Kaffeehause „zur Perle" eine Menge Reisig angezündet war, um das Haus in Brand zu setzen. Es gelang mir, auch hier einer frevelhaften Zerstörungssucht entgegen zu treten; allein nur für den Augenblick, denn am nächsten Tage fiel es der Volkswuth anheim, da man hier Soldaten versteckt hielt.

Die Hauptkräfte der Soldaten hatten sich vor dem Rathhause und in den umliegenden Straßen zusammengezogen; man gab noch einige Ladungen auf die Insurgenten, welche Herren der Quais und der Ecken der hier mündenden Straßen geblieben waren, und sich zu verschanzen suchten, um einem Kavallerie-Angriffe vorzubeugen. Ich ließ den Eingang einer kleinen Straße, aus welcher zum letzten Male geschossen war, verrammeln und gab noch einige volle Ladungen hinein. Darüber war es Nacht geworden.

Jetzt dachte ich an das Ausstellen von Posten; auf vielen Punkten hatte man gleichfalls schon Bedacht darauf genommen. Es wurden also Feuer angezündet und eine wahrhafte Bivouaknacht gehalten.

Ich hatte den Posten auf der Terrasse Tolozan. Meinen Karabiner zwischen den Knieen, ohne ihn einen Augenblick aus den Händen zu lassen, saß ich am Feuer und dachte an meine Stellung und den wahrscheinlichen Ausgang der Ereignisse. Die Rathhausglocke schlug drei Uhr; da weckte mich der Ruf: Zu den Waffen! zu den Waffen! aus meinem Nachsinnen. Die Soldaten brachen von dem Rathhausplatze hervor. Ich warf mich ihnen entgegen und es wurden mehrere Ladungen gewechselt. Allein wir mußten der Uebermacht weichen und meine Truppe zerstieb, ohne daß ich sie wieder zu sammeln vermochte.

Ich zog mich auf den Quai bis zur Franziskanerkirche zurück; allein nur wenige Arbeiter waren bei mir, von denen die Mehrzahl unbewaffnet war. Sie zitterten vor Furcht und glaubten jeden Augenblick eingeschlossen zu werden. Das war nun meine Meinung nicht, ich erklärte mich vielmehr dahin, daß der Feind sich zurückzuziehen suche; denn es war unwahrscheinlich, daß er in so später Nachtzeit den Kampf wieder anfangen wolle, da er nur aufs Geradewohl schießen konnte und seine Kugeln nutzlos verthat. Aber das Herz war ihnen aus dem Leibe gefallen, sie hatten den Muth nicht, dies zu glauben.

Der General Roguet bewerkstelligte indeß seinen Rückzug nach dem Faubourg Saint-Clair! . . . Ich wunderte mich sehr über diesen, so wenig Erfahrung und Geschicklichkeit verrathenden Schritt, Es war ein ungeheuerer Fehler, denn seine Truppen, welche über die Brücke Morand so leicht ins Freie kommen konnten, mußten jetzt drei Viertelstunden Weges das Feuer der Insurgenten passiren. Zu seiner Rechtfertigung möchte schwerlich etwas anderes anzuführen sein, als

daß er auf diese Weise die Verbindung mit Paris, woher er Hilfe erwartete, unterhielt; allein dies konnte er mittels der vielen ihm zu Gebote stehenden Kähne an jedem andern Punkte leicht wieder gut machen.

Der traurige, blutige Ausgang dieses Unternehmens rechtfertigte meine Ansicht. Für meinen Theil leistete ich jedoch den Insurgenten, welche auf die Soldaten feuerten, keinen Beistand, denn ich zog es immer vor, nur den wehrhaften Feind anzugreifen, und da es nunmehr nichts zu thun gab, so begab ich mich nach Hause.

Der Morgen des 23. November fand mich wieder unter den Waffen. Ehe ich jedoch meine Wohnung verließ, kam ein Bekannter, ein Buchhalter, zu mir und sagte, die Stadt befände sich in der Gewalt der Insurgenten. Beim Anblick meiner Waffe machte er mir bemerklich, es sei unnöthig zu gehen, da alles vorüber wäre, und fragte mich, ob ich an dem Kampfe Theil genommen habe. Ich bejahete es, worauf er mich bat, ihm meinen Karabiner zu leihen. Die Diener in seinem Geschäfte hätten sich sämmtlich mit Waffen versehen, um die Ordnung zu erhalten. Ich machte ein finsteres Gesicht, da er jedoch einen so guten Gebrauch von derselben machen wollte, so gab ich seinem Ansuchen nach und versprach ihm meine Waffe. Wir gingen fort und begaben uns auf den Quai der Rhone, wo neue Unordnungen loszubrechen begannen.

Auf dem Quai war vor dem Hause Oriol ein großes Feuer angezündet und in dem Hause befanden sich viele Insurgenten, die alles Geräth, Leinwand, Uhren, Kostbarkeiten u. s. w. heraus und ins Feuer schleuderten. An diesem Platze hatten die Arbeiter am gestrigen Tage am meisten gelitten. Jetzt, da sie Sieger waren, wollten sie sich rächen. Meine Bemühungen, sie davon abzuhalten, waren vergeblich.

Ich begab mich nach Croix-Rousse. Die Kunde meines tapfern Benehmens in der Straße Grenette war mir vorauf geeilt. Ich

wurde mit Jubelruf empfangen, man lobte meinen Muth und der Ausruf: „Romand soll leben!“ ertönte ringsum. Ein freudiger Stolz hob meine Brust.

Obgleich alle Parteien auf einen Aufstand gerechnet hatten, so ließ sich doch beim Volke besondere Theilnahme bemerken, obwohl wir vermutheten, daß es sich auf die Seite der Republikaner schlagen würde. Wir blieben demnach auf unsere eigene Kraft angewiesen. Zwar hatten die Seidenarbeiter den Sieg errungen, allein sie verstanden ihn nicht zu benutzen. Schon jetzt wußten sie nicht mehr, was anzufangen, sondern schlugen die Arme unter und betrachteten die Sache als beendet; während die Personen, welche sie aufgeregt hatten, weil sie durch sie ihre Pläne auszuführen dachten, sich über diese Unthätigkeit entrüsteten.

Ich begab mich wieder in die Stadt hinab und begab mich in das Rathhaus. Allein ich fand hier kein bekanntes Gesicht; die Gewalt war in die Hände von Menschen gerathen, welche ich bislang noch nie gesehen hatte. Indeß drangen einige bekannte Namen mir zu Ohren, doch waren sie mir nicht bekannt genug, daß ich an sie gleichdenkende Gesinnungen knüpfen konnte. Ich drang bis in den Saal, wo das sogenannte Gouvernement seinen Sitz aufgeschlagen hatte, und versuchte mit einigen Mitgliedern desselben ein Gespräch anzuknüpfen. Allein man hörte mich kaum, vielmehr antwortete man mir mit rauhen, verletzenden Worten, und nöthigte mich zum Fortgehen. Ich empfand eine schmerzliche Täuschung, doch kam ich noch immer nicht auf den Gedanken, daß nur der leidenschaftlichste Eigennutz seinen Vortheil bei gewöhnlichen Volksbewegungen suche und die Herrschaft meistens nur darum angegriffen werde, um die zügelloseste Willkür an ihre Stelle zu setzen.

Die Intriganten, welche die höchsten Stufen erklommen hatten, stießen selbst alle diejenigen, auf deren Schultern sie empor geklettert waren, mit Füßen. Diese hatten in ihren Augen kein anderes Ver-

dienst, als das höchst gemeine, für eine Sache ihr Blut vergossen zu haben, deren Fahne doch allgemeine Gleichheit war.

Ich machte noch einige Versuche, mich unter die Revolutionshäupter Lyons empor zu schwingen, damit ich mir wenigstens eine Existenz für die Gefahr, mein Leben zu verlieren, gewinnen könne. Allein diese Emporkömmlinge spielten bereits die großen Herren im übertriebensten Maße und waren herrischer, als die alten Behörden, welche mein Karabiner mit gestürzt hatte. Ich galt ihnen nur als ein schlichter Schneider, der kein Recht zum Antheil an dem Erfolge des glücklichen Aufstandes habe. Ja, wenn ich noch länger lästig gefallen wäre, hätte man mich gar als einen Straffälligen eingesteckt!

Hier endete die Rolle, welche ich in diesem Drama gespielt hatte, um einen ganz neuen Abschnitt meines Lebens beginnen zu lassen, der statt der geträumten Größe, welche ich hatte erkämpfen wollen, die niedrigste Stufe in der menschlichen Gesellschaft, oder eigentlich außerhalb derselben, herbeiführten.

7.

Da meine Existenzmittel in meiner Arbeit beruheten, so mußte ich nach den Novembertagen wieder in die Werkstätte, wo ich Beschäftigung gefunden hatte, zurückkehren.

Einige Tage verstrichen ruhig und ohne Besorgniß meinerseits. Allein der Herzog von Orleans setzte sich wieder in Besitz der Stadt und vertrieb die Insurgenten; dieselben wurden aufgesucht und eingezogen.

Obschon ich gefaßt war, den Verlauf ruhig abzuwarten und selbst alle Folgen meines Beginnens über mich ergehen zu lassen, so

erfüllten mich doch die Maßregeln, welche man ergriff, um die Hauptanführer des Aufstandes zu entdecken, mit Furcht. Zu diesen Besorgnissen gesellten sich noch die innerlichen Qualen über den begangenen Diebstahl, an den ich beständig dachte.

Die Verhaftungen der Aufwiegler erfolgten in großer Masse. Viele meiner Bekannten riethen mir, in's Ausland zu flüchten. Ich konnte mich nicht dazu entschließen. Ich hatte sogar über diesen Gegenstand eine lange Unterredung mit zwei italienischen Flüchtlingen, welche dem Tode nur dadurch entrannen, daß sie sich auf französisches Gebiet retteten. Obgleich ich ihnen beistimmte, daß eine Flucht aus dem Vaterlande um eines politischen Vergehens willen nicht entehrend sei, so konnte ich mich doch zu den guten Rathschlägen, welche sie mir ertheilten, nicht bequemen.

Ich suchte mich in der Liebschaft mit jener jungen Frau, welche mich abzuhalten suchte, an dem Kampfe Theil zu nehmen, zu betäuben. So kam der Monat Januar 1832 heran.

Eines Tages ging ich mit einem Päckchen Arbeit unter dem Arme am Rathhause vorüber.

Ein Herr redete mich an!

— Ah! Herr Romand! haben Sie ihr Dienstbuch schon vom Rathhause zurück geholt?

— Man hat es mir noch nicht ausgehändigt, allein ich habe es bezahlt. Ich werde es unverzüglich holen.

— Geben Sie mir eine Prise Taback.

— Recht gern!

— Entschuldigen Sie, daß ich Sie einen Augenblick verlasse.

Er ging und redete mit drei Männern unter den Arcaden des Hofes, dann verschwand er.

Es war ein früherer Offizier der Nationalgarde, welcher jetzt Polizei-Kommissär des Viertels vom Palais des Arts war.

Einer der Männer, mit welchem er gesprochen hatte, kam auf mich zu und sagte mir, Herr Prat verlange mich zu sprechen.

— Ich habe weder die Ehre diesen Herrn zu kennen, noch eine Ursache, ihn zu besuchen.

— Er ist der Oberkommissär, versetzte jener; übrigens keine Widersetzlichkeit, sonst wird man Sie zu zwingen wissen.

Ich erkannte, daß ich verhaftet war.

Der Oberkommissär fragte mich lange und ausführlich nach meiner Theilnahme an den Novembertagen. Ich behauptete dreist, daß ich zur Theilnahme gezwungen sei. Das Resultat des ersten Verhörs war, daß man Befehl ertheilte, mich einstweilen in die Gefängnisse des Rathhauses zu bringen. Ich wollte mich widersetzen, allein man rief vier Soldaten, die mich in das Gefängniß führten. Man durchsuchte meine Kleider und nahm mir meine Börse nebst dem Taschenbuche ab, worin sich eine „Erläuterung der Rechte der Menschen und der Staatsbürger" befand.

Ich blieb in dem Gefängnisse bis zum Einbruche der Nacht allein. Dann kam ein Gefangenwärter, der mich fragte, ob ich irgend etwas bedürfe. Ich verlangte in ein weniger feuchtes Local, als dieses unterhalb des Rathhauses liegende, welche offene, nur mit Eisenstäben vergitterte Kellerhälse hatte. Der Gefangenwärter versetzte, daß ich ein besseres Lager haben könne, wenn ich es zu bezahlen vermöge, und daß man mir für Geld auch gutes Essen geben würde.

Ich versetzte, daß ich die verlangte Zahlung zu leisten vermöge. Der Gefangenwärter führte mich darauf in ein anderes, engeres Gemach, wo bereits zwei Personen sich befanden, die beim matten Schein eines an die Wand geklebten Lichtes Karten spielten und eine Flasche nebst zwei Gläsern neben sich stehen hatten.

— Ah! noch ein Pechvogel! riefen sie bei meinem Anblick mit teuflischem Lachen aus. Kamerad! Ihr gehört zu uns. Wer unter

Wölfen ist, muß heulen, sagt das Sprichwort. Wir werden saufen, um die Nacht zu versüßen.

Ich antwortete auf diese mich befremdende Anrede einsilbig Meine beiden Gefährten hörten auf zu spielen und ließen ihren unverschämten Fragen, schlechten Witzen und schamlosen Ausgelassenheiten, wie es Sitte in den Gefängnissen gegen einen neuen Ankömmling ist, gegen mich freien Lauf. Man wollte wissen, weshalb ich verhaftet wäre. Ich entgegnete, aus politischen Gründen. Sie entgegneten mir aber mit lautem Hohngelächter: es sei eines qualificirten Diebstahls (mit Einbruch) willen. Diese Worte waren eben so viele Dolchstiche für mein Herz, denn ich wußte nur zu gut, daß ich allerdings eines Einbruchs schuldig sei; allein wie hätte ich dies Anderen, und vorzüglich solchem Gesindel, wie ich vor mir hatte, Recht geben können, da ich es mir selbst nicht gestehen wollte!

Der Wärter brachte mir das verlangte Brod, Wein und einige Fleischwaaren, aber wahrlich nicht umsonst. Ich lud meine Genossen ein, Theil zu nehmen, und sie ließen sich das, zur Vergeltung für das mir ihrerseits angebotene, jedoch nicht angenommene Glas Wein nicht zweimal sagen, sondern griffen wacker zu.

Als wir mit Essen fertig waren, brachte man einen neuen Gefangenen. Wiederum eine Masse Fragen, lose Scherze und nichtsnutze Reden. Der jetzt Eingetroffene war ein Kutscher, welcher eine Schlägerei gehabt und seinem Gegner arg zugesetzt hatte. Er verlangte gleichfalls zu essen und zu trinken, und es gab wiederum ein allgemeines Gelage, an dem ich diesmal Theil nehmen mußte. Dies ging natürlich in dem Maße fort, daß der Letzte immer mehr zu zahlen hatte, als die früheren.

Jene drei Leute überließen sich ganz und gar der tollsten Ausgelassenheit. Sie erzählten ihre schönsten Heldenthaten. Ich hörte zu und antwortete nur, wenn eine Frage unmittelbar an mich gerichtet wurde. Der Kutscher dagegen gefiel sich mit den beiden Leuten,

welche er aus ihren Reden als Diebe erkannte, vortrefflich. Zwar wurde nicht hauptsächlich von Diebstählen gesprochen, allein desto mehr von allerlei Händeln mit öffentlichen Dirnen, und wie man dieselben „geschnürt" habe, d. h. ihre Gunst genossen, ohne die Börse ziehen zu müssen. Der Begriff, den ich mir hiernach von einem Gefängnisse in Frankreich bildete, war dieser, daß ein solches ein Ort ist, wo in gleichem Grade Ohren, Augen und alle Sinne des Körpers von Ekel ergriffen und verdorben werden. Ich hatte bisher noch keinen solchen Aufenthalt gekannt und war der Meinung gewesen, daß sie auf Besserung und Buße der Gefangenen abzielten. Wie sehr hatte ich mich geirrt! Diese erste Probe, welche ich davon erfuhr, belehrte mich sogleich eines andern.

Der folgende Tag war ein Sonntag; an demselben fand kein „kleines Verhör," d. h. für die seit dem letzten Tage eingezogenen Personen statt, weshalb ich acht und vierzig Stunden so zubringen mußte. Während der Nacht und des Sonntags wuchs die Zahl der eingebrachten Personen bedeutend. Alle wurden in ein Local gesperrt, wo schlechte schmutzige Lager auf der Erde herum sich befanden, die mit allerlei ähnlichen Decken versehen waren. Im Hintergrunde befand sich eine lange Tafel, neben der zwei Bänke hinliefen. Diese Tafel war ganz vollgepflanzt mit Flaschen und Gläsern, so daß man sich eher in einer schmutzigen Kneipe, als in einem Gefängnisse zu befinden glaubte. Die Vorgänge des Sonntags rechtfertigten den ersten Eindruck vollkommen. Alle Verworfenheiten kamen hier zur Sprache; jeder erzählte die Ursache seiner Verhaftung. Um nicht auf's neue verhöhnt zu werden, brach ich mein Schweigen, und erklärte, daß ich wegen Theilnahme an den November-Unruhen verhaftet sei. Man erzählte mir, daß in dem Gefängnisse Roanne eine Menge Personen derselben Veranlassung willen in Haft säßen. Es war ein junger Mensch, der mir dies mittheilte; er hatte vor acht

Tagen dort einer Gaunerei wegen gesessen, und war jetzt aus gleicher Ursache hier wieder auf's Neue.

Der Tag verging in Schwelgereien, an denen sich alle Anwesende außer mir gefielen. Es kamen Besuche, selbst Frauenbesuche, obgleich diese nicht geduldet werden durften. Allein der Gefangenwärter war ein guter Mann, der für ein ziemliches Stück Geld gern die Augen zudrückte. Der Kutscher empfing den Besuch einer Person, die ihrem ganzen Wesen und ihrer Sprache nach eine öffentliche Dirne war; eine Bekanntschaft, worin er sehr bewandert schien. Es gingen dabei vielerlei Dinge vor meinen Augen vor, die ich hier nicht wieder erzählen kann. Ich empfing keinen Besuch, obgleich ich meinen Freunden, versteht sich wieder mit freigebiger Hand, zu wissen gethan hatte, daß ich verhaftet sei. Allein das ist so der Welt Lauf. Wenn ich eine Erbschaft gethan hätte, so würde man mich auch ohne Anzeige überlaufen haben — aber das Unglück! das Unglück! wo bleiben da die Freunde?

Nach dem Verhör am Montag wurde ein guter Theil der Arrestanten entlassen, die übrigen aber nach dem Gefangenhause Roanne geführt. Unter den Letzteren befand ich mich.

Ich mußte mit einer Bande Diebe, deren Mehrzahl bereits öffentlich als solche bekannt waren und unterweges vom Volke verhöhnt wurden, zusammen gereihet, durch die Straßen ziehen. Diese Menschen, statt sich zu schämen, schienen stolz zu sein und sich an dem Schauspiele, welches sie gaben, am meisten zu belustigen. Sie lachten und sangen; nur Einer ging still und bedeckte sein Antlitz mit den Händen — und der war ich.

8.

Bei der Ankunft in Roanne mußten wir auf dem Hofe warten, bis man uns in das für jeden bestimmte Lokal abführte.

Die erste mir bekannte Person, welche ich antraf, war ein Hutmacher, der wegen der Excesse im Hause Oriol eingezogen war. Er meinte, auch meine Haft beruhe in den November=Vorfällen, ja, man habe schon längere Zeit davon selbst in den Gefängnissen geredet. Auf meine bejahende Antwort erklärte er mir, daß fast alle politische Verbrecher, und er selber auch, für eigene Rechnung sich hier hielten, in welchem Falle man für den Monat zwanzig Franken, einen Korb Kohlen und ein Pfund Lichter sogleich baar zu zahlen habe. Ich bemerkte, daß ich mich fast ohne alle Mittel fände und diese Ausgabe meine Kräfte übersteige, allein er meinte, daß die Arbeiter von außen mich schon unterstützen würden, wie sie es bereits bei den vor mir Eingetroffenen gethan; daß man übrigens in diesem erwähnten Verhältnisse für sich arbeiten dürfe und ich doch ohne Zweifel keinen Mangel an Arbeit haben würde. Diese Gründe und das Verlangen, nicht mit der gewöhnlichen Einwohnerschaft der Gefängnisse zusammen zu gerathen, bewog mich, vom Schließer zu verlangen, daß ich an den privilegirten Ort gebracht werde, wo übrigens bereits, ebenso wie wir für ihr Geld, Gauner, Diebe, Hehler und selbst zum Tode verurtheilte, jedoch nicht eingeständige Verbrecher sich aufhielten.

Es überraschte mich nicht wenig, als ich den Hutmacher unmäßig schimpfen hörte, während ich einige Schritte in dem Hofe umherwandelte. Ich trat hinzu, und erfuhr, daß er sich über die barmherzigen Schwestern ereiferte, welche die Gewohnheit haben, die Ankömmlinge in den Gefängnissen an den Händen und Vorderarmen zu untersuchen, ob sie nicht die Krätze oder sonst einen Hautausschlag haben. Ich machte ihm vernünftige Vorstellungen, so daß er sich wieder beruhigte.

Es schien, daß bereits zahlreiche Verhaftungen in Betreff der Lyoner Unruhen stattgefunden hatten, denn ich sah bei meinem Spaziergange im Hofe oberhalb der Treppe, welche zu den Lokalen für die sich selbst erhaltenden Gefangenen führte, die Inschrift: Aufstand in Lyon: 21., 22. und 23. November 1831. 150 politische Gefangene. Das war seit drei Tagen der erste Trost, den ich seit dem Verluste meiner Freiheit empfand, daß ich nicht der einzige Unglückliche war.

Unter den um der November-Ereignisse willen Verhafteten befanden sich mehrere, die etwas höher als die übrigen angeschlagen wurden. Diese hatten eine Abtheilung für sich gebildet und sich einen Stock höher eingemiethet; jedoch kamen sie von Zeit zu Zeit herunter, und gesellten sich zu uns. Es waren mehrere Journalisten, frühere Beamten der Stadt und dergleichen Personen.

Ich erfuhr eine besondere Aufmerksamkeit von diesen Leuten, sie lobten meinen Muth und den richtigen Blick, welchen ich bei den Vorgängen entwickelt hatte. Allein sie waren besiegt und gefangen gleich mir, vielleicht daß nur die Gesellerin, das Unglück, hier zu meinen Gunsten auftrat; denn als sie die Macht in Händen hatten, stießen sie mich aus dem Rathhause. Ich glaube wenigstens, daß ich mehrere von denen, welche das „Gouvernement" während der Unruhen gebildet hatten, wieder erkannte.

Der Untersuchungsrichter fragte mich, und ich bediente mich derselben Ausreden, welche ich bereits zuerst angewendet hatte, nämlich, daß ich zum Kampfe gezwungen wäre. Ich wurde noch zwei oder drei Male gerufen, beharrte indeß stets bei derselben Aussage.

Eines Tages zeigte mir der Schließer an, daß mich Jemand in der Schreibstube des Gefängnisses zu sprechen verlange, und führte mich dahin. Es war derselbe Polizeicommissär, welcher meine Verhaftung vor dem Rathhause bewirkt hatte. Er fragte mich über meinen Diebstahl — —. Das Blut erstarrte mir in den Adern.

Er bemerkte mein Entsetzen und ließ mir einige Augenblicke zur Erholung. Dann fragte er weiter, wie die Gegenstände, die er mir vorzeigte, und welche, wie man wisse, aus einem Laden an dem Platze de l' Herberie entwendet seien, in meinem Besitz gekommen. Ich antwortete mit einer in solchen Fällen wohl stets üblichen Formel, „daß ich sie von einem mir unbekannten Händler gekauft hätte.“ Als das Verhör vorüber war, sagte der Kommissär zu mir: — Armer Romand! ich wünsche, daß es gut geben möge, allein ich muß Ihnen sagen, daß ich fürchte, Sie werden sich aus dieser Geschichte nicht so gut wie aus der politischen Angelegenheit ziehen. —

Ich stand wie vernichtet. — Der Kommissär erfaßte meine Hand, ließ ein Geldstück hineingleiten und ging. Ich wollte die Gabe anfänglich zurückweisen, jedoch dieser Beweis von Theilnahme rührte mich und so nahm ich dieselbe an. Aber meine Niedergeschlagenheit und Verwirrung stieg auf's Höchste.

Als ich wieder in das Gefängniß zurückkehrte, hatte ich noch den Schmerz, von meinen Mitgefangenen, welche in mir nur einen politischen Sträfling gesehen hatten, als Dieb erscheinen zu müssen; denn das Gerücht von meinem Verhöre verbreitete sich bereits in dem Gefängnisse und ich wurde mit Fragen überströmt.

Die Entdeckung dieses Verbrechens, welches in stürmischer Nacht und ohne Zeugen ausgeführt wurde, geschah folgendermaßen.

Dem Kaufmann, an den ich die Waaren verkauft hatte, gab ich eine von mir eigenhändig aufgesetzte und unterschriebene Verpflichtung, daß ich sie in einer gewissen Zeit und gegen eine festgesetzte Summe wieder abholen wolle, widrigenfalls er das Recht habe, sie zu verkaufen; denn ich dachte sie einzulösen und dem Eigenthümer wieder zuzustellen. Da ich aber nicht wiederkam, hielt er die Gegenstände feil und der Eigenthümer, dem ich sie entwendet, erkannte sie, reichte eine Klage bei der Polizei ein, diese legte sich aufs Nachspüren und fand meinen Schein. Diese Angelegenheit wurde nun

natürlich mit aller Vorliebe aufgefaßt, um mich gänzlich in politischer Hinsicht zu verderben.

Es war eine Subscriptionsliste zu meinen Gunsten unter den Arbeitern von Croix-Rousse eröffnet, deren Ertrag der Ex-Sergent mir brachte. Auch die Schneider verließen mich während meiner Haft in dem Lyoner Gefängnisse nicht.

Eines Tages, gegen Ende März, benachrichtigte der Kerkermeister uns gegen zehn Uhr Morgens, daß die bei den November-Unruhen Betheiligten, mit Ausnahme des Seidenarbeiters, in der nächsten Nacht das Gefängniß verlassen würden, um in diejenige Stadt geführt zu werden, wo die zur Richtung der Angelegenheit berufenen Assisen sich versammelten; er gab die Versicherung, daß er selbst nicht wisse, welche Stadt es sein werde, sondern forderte uns auf, uns bereit zu halten. Die Meinung Aller stimmte darin überein, daß man so aus Furcht vor einem Aufstande zu unsern Gunsten verfahre; denn von zehn Uhr Morgens an war kein Besuch mehr gestattet und es somit unmöglich, eine Botschaft in die Stadt zu schicken. Wir schrieen heftig gegen diese Maßregel und beriefen uns auf den Rechtsgrundsatz, daß niemand seinem natürlichen Richter entzogen werden dürfe.

Um zwei Uhr Morgens verkündete ein gewaltiges Riegelgeklirr, das Knarren der eisernen Thüren in den Angeln und das Knattern der Gewehrhähne auf dem Hofe, daß die Stunde der Abreise gekommen sei. Schließer und Kerkermeister weckten die Gefangenen, und alle zum Abzuge Angewiesenen mußten in den Hof hinabsteigen, den bereits Soldaten und Gensd'armen füllten.

Man nahm eine Sonderung vor. Die Vornehmeren unter den Gefangenen blieben frei, d. h. man legte ihnen keine Kette um den Hals. Die Uebrigen aber wurden zwei zu zwei an einander gefesselt, wobei indeß jedem die Wahl seines Nebenmannes frei stand. Ich wählte einen Neger, Namens Stanislas, welcher ganz allein an der

Brücke Morand einen überlegenen Angriff abgehalten haben sollte. Wir waren also in dieser Hinsicht ziemlich mit einander zu vergleichen.

Als diese Anstalten beendet waren, öffneten sich die Thore des Gefängnisses und wir mußten gruppenweise in bereit stehende Wagen steigen. Zwei berittene Gensd'armen begleiteten jeden Wagen. Der Zug ging über die Quais zwischen zwei Reihen Dragoner hindurch, welche ihre Pistolen und Piken in Anschlag hielten. Auf dem Platze Roanne hielt außerdem noch eine Abtheilung Infanterie.

Es waren im Ganzen zehn Wagen, welche von dem Militär begleitet sich nach der Vorstadt Vaise zu bewegten. Mit Tagesanbruch verließen uns die Infanterie und die Dragoner, nur die Gensd'armen blieben bei uns bis Duerne, einige Lieues von Montbrison.

Mir mochten die Gensd'armen fragen, so viel wir wollten, so brachten wir doch die Bezeichnung unsres Bestimmungsortes nicht aus ihnen heraus. Unsere Hoffnung, daß die Nachricht von unserer Fortschaffung sich in Lyon verbreitet habe und man etwas gegen den Zug unternehmen werde, zerschlug ebenfalls.

Zu Duerne wurde gefrühstückt. Bei dieser Gelegenheit weigerten sich die vornehmeren Angeschuldigten in Gemeinschaft mit den übrigen Gefangenen zu essen. Man gestattete ihnen auch zu unserem allgemeinen Mißvergnügen, ihr Mahl abgesondert zu halten. Das waren also die Vorkämpfer für allgemeine Gleichheit! mußte ich mir abermals wiederholen.

Nichts desto weniger waren sie freundlich und freigebig gegen manche von uns. Rosset, der Redakteur der Glaneuse, fragte mich, ob ich Geld genug besitze und da ich dies verneinen mußte, gab er und ein Anderer mir jeder ein Fünffrankenstück mit den Worten: — Romand, beunruhigt Euch nicht, Ihr sollt mit uns gemeinschaftliche Kasse haben.

Die Gegend, durch welche wir zogen, war sehr malerisch; allein wie großen Reiz auch das Landleben für mich hatte, so ließ mich doch der Anblick der Felsen, Wälder, Wasserfälle und selbst der prachtvollen Loire, die majestätisch ihre klaren Fluthen dahin wälzte, ohne Genuß; der Gedanke an den begangenen Diebstahl nagte in meiner Brust.

In dem Gefangenhause zu Montbrison entfesselte man die Gefangenen. Ein böses Vorzeichen begegnete mir bei dieser Gelegenheit. Die Lösung meiner Ketten wurde gleichzeitig mit denen meiner Mitgefangenen vorgenommen, allein eine volle Stunde lang beschäftigte sich der Kerkermeister und selbst die Gensd'armen mit Oeffnung der Schlösser, ohne daß dieselbe gelingen wollte. Zwei große Thränen rollten mir über die Wangen und alle Umstehenden blickten mich mit Theilnahme an. Man mußte Geschicklichkeit und Kraft anwenden, um mich endlich von den Ketten, die mich nicht lassen wollten, zu befreien.

Eine große Niedergeschlagenheit bemächtigte sich meiner und ich bat, um meine Gedanken zu zerstreuen, den Gefangenwärter abends um ein Buch; er hatte die Gefälligkeit mir eine alte dicke Bibel zu bringen.

Am folgenden Tage setzten wir in gleicher Weise wie gestern den Marsch bis Noiretable fort. Ich knüpfte ein Gespräch mit den mich begleitenden Gensd'armen an und es fand sich, daß er nur eine halbe Stunde von mir gebürtig sei. Er flüsterte mir zu, daß wir nach Riom gebracht würden. In Noiretable wurden wir in einer kleinen Kapelle untergebracht, welche neuerdings zum Gefängnisse umgewandelt war, und deren Zellen sehr eng waren.

Besser fanden wir es nächsten Tages in Thiers, jedoch überall waren wir unter einer Menge Gesindel und Verbrechern von allen Gattungen.

Endlich langten wir darauf in Riom an, was wirklich unser Bestimmungsort war. Ein Befehl des Kassationshofes hatte die Assisen der Aufrechterhaltung der Ruhe willen hierher beschieden.

9.

Unsere Ankunft in Riom brachte die ganze Stadt in Bewegung. Die gleichgesinnten Personen suchten uns ihre Theilnahme zu bezeigen und besuchten uns auch in dem Gefängnisse. Wir genossen überhaupt zu Riom ziemliche Freiheit. Wir durften anfangs in den Alleen vor dem Gefängnisse Besuche machen und später sogar bis in die nächsten Stadttheile gehen. So benutzte ich diese Gelegenheit zum häufigen Besuche einer alten gothischen Kapelle mit schönen Glasmalereien.

Wir mißbrauchten aber diese Freiheit. Eines Abends befanden wir uns zu vier in der angewiesenen Allee. Da fiel uns ein, daß wir einen Spaziergang nach Pré-Madame machen könnten, wo Tanz war, denn der Tag war eben ein Festtag. Wie gesagt, so gethan, und erst gegen elf Uhr abends kehrten wir zurück. Der Gefangenwärter überhäufte uns mit Vorwürfen über unsere weite Entfernung und das lange Ausbleiben, und die Folge davon war, daß wir von da an das Gefängniß nicht mehr verlassen durften.

Die Anklageakte über die November-Vorgänge wurden mir eingereicht. Ich fand nichts über den Diebstahl darin und glaubte, daß der hiesige Gerichtshof seine Zuständigkeit abgelehnt und die Klage zurückgewiesen habe. Ich täuschte mich, jedoch beruhigte dies Schweigen der Gerichte mich etwas.

Die Anklageakte waren von dem General-Prokureur des königlichen Gerichtshofes zu Lyon unterzeichnet, ich war mit dem Schuhmacher Mignard gemeinschaftlich angeklagt, da immer einige zusammengefaßt wurden. Sie lautete folgendermaßen:

„Im Laufe des Monats Oktober fanden zu Lyon Versammlungen der Seidenarbeiter statt, welche zum Zweck oder vielmehr zum Vorwande hatten, ihre Verdienstpreise festzustellen. Im Anfange November wurden diese Zusammenkünfte zahlreicher. Die Seidenarbeiter hatten die Zugeständnisse, welche sie begehrten, erlangt, nichts desto weniger versammelten sie sich ferner und murrten immerfort. Endlich am 21. November vertrieben sie einen Posten der Nationalgarde an der Barriere Croix-Rousse mit Gewalt, zogen in bewaffneten Schaaren in die Stadt und griffen die zur Aufrechterhaltung der Ordnung und des Gesetzes beorderten Nationalgarden und Linientruppen an. Es kam zu mörderischem Kampfe. Da jedoch an diesem Tage die Seidenarbeiter auf ihre Kräfte allein angewiesen waren, so erlangten sie keine erheblichen Vortheile. Jedoch am 22. November schlug sich alles zu ihnen, was an schlechtem, liederlichen Gesindel und unzufriedenen, oder nach Mord und Plünderung dürstenden Leuten sich in Lyon befand, und das Blut floß in Strömen. In der Nacht sahen sich die gesetzlichen Schutzkräfte gezwungen zu weichen. Die Nationalgarden verließen mit den regelmäßigen Truppen die Stadt und setzten sich auf den Höhen von Montessui fest. Außer den Verbrechen, welche über der revolutionären Bewegung insgemein begangen wurden, fielen eine Menge anderer vor; vereinzelte Soldaten, unglückliche, verwundete Offiziere wurden unbarmherzig erwürgt, zahlreiche Diebstähle begangen und endlich mehrere bedeutende Häuser geplündert und zerstört und eine Menge Familien ins Elend gestürzt.

„Der von ihnen inmitten der Mörderbanden verübten Verbrechen willen hat die Gerechtigkeit die Angeklagten verfolgt. Romand

ist Schneider, Mignard ist Schuhmacher. Keiner von ihnen hat die Vorwände, welche die Seidenarbeiter zu ihrer Rechtfertigung vorbringen.

„Romand und Mignard waren an dem Interesse der Seidenarbeiter durchaus unbetheiligt; für sie gab es keinen andern Grund, zu den Waffen zu greifen, als Durst nach Plünderei, Mord und Beute.

„Am Dienstag Morgen befand sich eine Abtheilung Linientruppen auf dem Franziskanerplatze. Gegen zehn Uhr wurde dieselbe auf dem Quais angegriffen und stellte, um sich den Rücken zu decken, Vorposten aus. Ein solcher Vorposten fand in der Mitte der Straße Grenette, wo dieselbe von den Straßen de la Plume und de l'Aumone durchschnitten wird, um die Hauptzugänge zu dem Franziskanerplatze zu decken.

„Am Ende der Straße Grenette befindet sich seitwärts ein Portal, das als Eingang zu einer andern Straße, den Halles de la Grenette, dient. Hier hatten sich viele Menschen, vorzüglich Weiber und Kinder versammelt, welche durch die günstige Lage vor jedem Angriff gedeckt wurden."

— Hier redete die Akte von Mignard, welcher mit einer sechs Fuß langen Eisenstange die Straßenpflaster aufgerissen und später auf den Posten in der Straße Grenette gefeuert habe. Dann kehrte sie wieder auf mich zurück. —

„Romand ist noch schuldiger als Mignard, wenn es überhaupt bei solchen Verbrechen Abstufungen geben kann.

„Romand hat sich ebenfalls zu einem Volkshaufen in den Halles de la Grenette gesellt. Er war gleich anfangs mit einer Pistole bewaffnet und schoß auf den Vorposten in der Straße Grenette; dann versteckte er die Waffe unter dem Rocke und stellte sich wie ein müssiger Zuschauer.

„So lange er nur mit der Pistole bewaffnet war, scheint er nicht viel Schaden angerichtet zu haben, denn schwerlich konnte dasselbe auf eine Entfernung von hundert und zwanzig Schritten tragen.

„Er nahm darauf ein Gewehr und legte gegen die Soldaten an, allein das Pulver der Pfanne blitzte blind auf. Er warf ärgerlich das Gewehr zur Seite und erlangte jetzt einen Karabiner, der leider nicht so unschädlich in seinen Händen blieb. Er lud denselben in der Straße Tupin, begab sich an den Eingang der Halles de la Grenette und stellte sich hinter einem Pfeiler auf. Nun legte er seinen Karabiner auf einen Steinvorsprung an und zielte genau auf die Soldaten. Seine Schüsse waren sicher, er selber gedeckt. Auf diese Weise verwundete er fünf Soldaten, von denen zwei sehr schwer verletzt wurden, so daß einer bereits gestorben ist.

„Hier reihet sich ein entsetzliches Benehmen ein, welches nur leider zu wahr bestätigt ist. Allemal, wenn Romand geschossen hatte und ein Opfer fiel, so erhob die Menge ein Freudengeschrei, klatschte in die Hände und rief: Bravo! Wieder Einer nieder! Gut gezielt! Das ist ein Schütze! Wirklich ist Romand ein eifriger Jäger.

„Man brachte die Verwundeten in die Apotheke des Herrn Guilliermond, der sich ihrer mit größter Sorge annahm. Die wüthende Menge drang nach dem Abzuge der Truppen dafür stürmend in sein Haus.

„Romand hat diese Thaten in seinem Verhöre nicht geleugnet, aber er behauptet, zufällig durch die Straße Grenette gekommen, von der Menge umringt und zum Streite gezwungen zu sein. Das sind Lügen. Niemand hat ihn gezwungen, im Gegentheil war er die einflußreichste Person in diesem Haufen und erregte solche Bewunderung, daß man ihn als Anführer an die Spitze stellte. Außerdem ist sein fester freier Wille zu den begangenen Meuchelmorden durch mehrere andere Punkte zu erkennen. Er hätte die versagende Waffe

nicht ärgerlich zur Seite geschleudert, keine andere gesucht und nicht so gut gezielt, daß jeder Schuß, trotz der Entfernung von hundert funfzehn Schritten ein Opfer ereilte."

Dies war die Anklageakte, die mich nebst Mignard unter Artikel 91, 96, 97, 100, 296, 302 und 2 des peinlichen Coder stellte, welche den Tod aussprechen.

Die Schrift enthielt eine Menge Unrichtigkeiten. Gleich anfangs geschieht den Insurgenten großes Unrecht, da sie eher großmüthige Handlungen, als Grausamkeiten begingen. So wußte die ganze Stadt, daß die Arbeiter einen von seiner sich zurückziehenden Schaar schwer verwundet liegen gelassenen Offizier augenblicklich aufnahmen und in seine Wohnung brachten. — Es wurde kein Diebstahl begangen, außer in dem Hause Oriol, wohinein sich viele Spitzbuben gedrängt hatten; jedoch einer derselben wurde über der That erwischt, und auf der Stelle von den Arbeitern mit Peitschenhieben gezüchtigt. Eben so hartherzig und gewagt ist es, mich geradezu als von Beutesucht und Mordlust angezogen zu erklären, wie ferner die Erzählungen über die verschiednen Waffen, deren ich mich bedient habe, durchaus aus der Luft gegriffen ist. Auch stand ich keineswegs so günstig wie angegeben wird, sondern mußte stets ins Freie treten, um schießen zu können. Eben so bin ich kein Jäger, noch weniger ein Wilddieb, wie in den Worten der Anklage angedeutet zu werden scheint. Warum man mich eben mit Mignard zusammenstellte, weiß ich in der That nicht; ich habe denselben keinmal in der Straße Grenette erblickt.

Mir kam die ganze Anklage wie eine schönrednerische Phrase vor. Es fehlt ihr jede Bestimmtheit und Schärfe und sie scheint ihren Hauptzweck darein zu setzen, mich gehässig zu machen. Ich wurde als ein Meuchelmörder dargestellt, dem der Mord Bedürfniß ist, während man doch eben so streng bei größerer Wahrheit sein konnte, als einer jener verlorenen Menschen, welche Hilflosigkeit und

Noth zur ersten besten Emeute antreibt, um die Lage der Dinge umzukehren und sich ein besseres Loos zu verschaffen. Vielleicht diente eben diese Unzuverlässigkeit und vage Behauptung der Anklage sehr zu meinen Gunsten.

Nie habe ich mehr empfunden, welche schöne und vortreffliche Einrichtung das Geschwornengericht ist, als jetzt, wo mein eigner Kopf auf dem Spiele stand. Wäre ich von gewöhnlichen Richtern und in der Weise eines langweiligen Untersuchungsprozesses gerichtet, so würden meine Richter von den vorgefaßten Anschuldigungen in ihren Ansichten benommen sein und ich möchte wohl mein Blut auf dem Schaffot verspritzt haben.

10.

Am 25. Juni 1832 erschien ich vor dem Assisenhofe von Riom. Die übrigen Angeklagten waren bereits fertig, und bis auf zwei, welche einen Silberwaaren-Diebstahl in dem Hause Oriol begangen hatten, sämmtlich freigesprochen. Meine Angelegenheit wurde, als die schwerste, von welcher der Minister eine exemplarische Bestrafung erwartete, zuletzt vorgenommen.

Mein Vertheidiger war ein ausgezeichneter Advokat von Riom, Bayle. Er entfaltete eine große Beredsamkeit und stellte die Thatsachen in ihrem wahren Lichte dar. Sein Vortrag bewegte die gesammten Zuhörer und bestimmte die Jury zur Milde. Nur einer der vielen in Betreff meiner Sache aufgestellten Fragepunkte erfuhr eine bejahende Antwort.

Ich will die Fragepunkte und die Aussprüche der Jury nach den desfalsigen Akten hier einreihen.

Erste Frage: Ist der Angeklagte, Jean Claude Romand, schuldig, im letzten November das Verbrechen der Verschwörung und gewaltsamen Ausführungsversuches begangen zu haben, in der Absicht, Zerstörung, Plünderung und Mord in Lyon und den benachbarten Gemeinden zu verbreiten.

Antwort: Nein, der Angeklagte ist nicht schuldig.

Zweite Frage: Ist der Angeklagte, Jean Claude Romand, schuldig, sich an bewaffneten und organisirten Banden betheiligt zu haben, deren Zweck war, in Lyon und seinen Vorstädten sich der Domainen, des öffentlichen Eigenthums und Einkommens, der Thore, Magazine, Arsenale oder sonstiger Staatsgebäude zu bemächtigen; oder öffentliches Material und das Gut einzelner Bürger zu plündern; oder der gesetzlichen Gewalt in ihrem Einschreiten gegen die Urheber solcher Verbrechen Widerstand zu leisten?

Antwort: Nein.

Dritte Frage: Ist der Angeklagte, J. C. Romand schuldig, am 22. November letzten Jahres in der Stadt Lyon freiwilligen, vorherbedachten Menschenmord an einem oder mehreren Soldaten in der Straße Grenette der genannten Stadt verübt zu haben?

Antwort: Nein.

Vierte Frage: Wenn der Angeklagte, J. C. Romand der in obigen drei Punkten enthaltenen Verbrechen nicht schuldig befunden werden sollte, ist er alsdann schuldig, gedachtes Verbrechen des Menschenmordes an gedachten Soldaten vorherbedacht intendirt zu haben, dergestalt, daß solches durch äußere Vorbereitungen und Anstalten sich offenbarte und nur durch zufällige, von dem Willen des Urhebers unabhängige Umstände verhindert wurde?

Antwort: Nein.

Fünfte Frage (von dem Vertheidiger angegriffen): Hatte Romand beim Abfeuern seines Karabiners auf die Soldaten die Absicht, Wunden zu verursachen oder diese Soldaten zu tödten?

Antwort, mit einer Majorität von sieben Stimmen: Ja, der Angeklagte ist schuldig, beim Abfeuern seines Karabiners die Absicht gehabt zu haben, Wunden auszutheilen, jedoch nicht schuldig, den Tod veranlassen zu wollen.

Die Fragpunkte waren von Magnal, dem Präsidenten des Assisenhofes, aufgestellt. Die darauf ertheilten Antworten führten eine Verurtheilung zu zwei Jahren einfachen Gefängnisses herbei. Dies Urtheil erfuhr von vielen Personen zu Lyon bittren Tadel, namentlich seitens der Beamten, welche öffentlich erklärten: Die Einrichtung der Geschworenengerichte tödte sich selber, sie stehen in keinem Verhältnisse zu den Bedürfnissen der Zeit und die Gesellschaft laufe bei der Fortdauer derselben die größte Gefahr; denn wenn ein Mann wie Romand dem Schaffot entrinne, so werde nie jemand dasselbe besteigen.

Was meinen Mitangeklagten Mignard anbetraf, so wurde er gleich der Mehrzahl freigesprochen.

Ich durfte mich wahrlich nicht über die Härte dieses Urtheils beklagen, wenn ich meine Gesinnungen von einem unparteilichen Standpunkte aus beurtheilte. Mehr vielleicht als die meisten Anderen war ich der Aufwiegelung schuldig, abgesehen davon, daß ich meinen Karabiner nur darum abfeuerte, um die Ordnung zu stürzen und auf blutigen Trümmern meinen Thron zu erbauen. Denn die Hilfe, welche ich dem Aufstande mit meinem Arme leistete, war so bedeutend nicht, wenn man berechnet, wie viel mehr meine Worte und die Proklamationen, die ich am ersten Tage des Aufruhrs erließ, mich vor dem Gesetze schuldig machten.

Die nachfolgende wurde unter die Seidenarbeiter von Croix-Rousse vertheilt, man beurtheile nach dieser Probe, wie mein Wirken gewesen ist.

„Männer des neuen Frankreichs!

„Frankreich ist nicht mehr die Königin der Nationen; es hat sein Haupt schimpflich unter das Joch der Tyrannei gebeugt und sich

zur Sklaverei begeben. Früher von Europa beneidet, verachtet dasselbe es jetzt und fürchtet in Berührung mit ihm zu kommen, um sich nicht zu besudeln. Welche Schande für uns, meine Mitbürger, die Ihr in Euern Adern das Blut der Helden von Marengo und Austerlitz kochen fühlt! . . . Ergreift die Waffen und stürzt die ungerechte, feige Gewalt, welche Euch den Segen der Freiheit und die Strahlen des Ruhms entzieht.

„Ja, zu den Waffen! zu den Waffen, Mitbürger, und Ihr, brave Arbeiter, die Ihr mit Eurem Schweiße jene glänzenden Stoffe erzeugt, deren Pracht wie die unsinnige Verschwendung seltsam gegen die Lumpen abstechen läßt, welche Euch bedecken. Denn die, welche uns zu regieren haben, begehen die Nichtswürdigkeit, Euch einen angemessenen Lohn für Eure Arbeiten zu verweigern. Ergreift Eure furchtbaren Waffen und legt sie nicht eher nieder, als bis unser schönes Vaterland eine neue angemessene Ordnung der Dinge erhalten hat! Was unserm Vaterlande noth thut, thut ja auch einem jeden seiner Kinder noth: die Wiederherstellung der Republik nämlich, welche unsere Väter so glücklich machte. Sobald sie eingeführt ist, wird der Ueberfluß wie mit Zauberschlag alle Klassen der Gesellschaft wieder beglücken, vorzüglich aber die der Arbeiter. Dann werden wie üble Nebel vor dem Sturme diese Haufen von Spionen und Häschern verschwinden, welche uns allenthalben umringen und mit ihrem Hauche unsere Luft verpesten; dann werden wir wahrhaft frei werden, dann können wir mit heiligem Enthusiasmus, den keine Gensd'armen und königliche Häscher unterdrücken, in den Ruf stimmen: Es lebe die Republik! es lebe die Freiheit!"

Ich war damals von diesem Erzeugnisse meines revolutionssüchtigen Geistes ganz entzückt und hielt es für ein Meisterwerk in jeder Beziehung. Es verfehlte übrigens auch seinen Eindruck auf die Arbeiter nicht.

Doch ich fahre in meiner Geschichte fort.

Der Assisenhof von Riom war benachrichtigt, daß eine Untersuchung wegen Diebstahls noch gegen mich in Lyon anhängig sei. Ich erfuhr dies jedoch erst bei meinem letzten Erscheinen vor den Assisen, wo man mir verkündete, daß ich in genannte Stadt zurückgeführt werden müsse, um einer andern Untersuchung zu genügen. —

Das Urtheil, welches über mich ausgesprochen wurde, war in meinen eigenen Augen nicht erniedrigend für mich, aber der Gedanke, in nächster Zukunft als Dieb verurtheilt zu werden, o, das war unbeschreiblich peinigend für mich.

Am 24. Juni verließ ich Riom. Der Betrag meiner Zehrung und des Aufenthalts im Gefängnisse war von den Mitgefangenen bis zum Tage meiner Abreise berichtigt, auch hinterließen sie mir etwas für den Weg, wozu ich noch einen kleinen Gewinn von Arbeiten besaß, welche mir Leute in Riom zukommen gelassen. Ebenso händigte mir der Redakteur des Patrioten zu Clermont 24 Franken ein, welche für mich gesammelt waren. Alle Leute aber waren neugierig zu wissen, weshalb ich nach Lyon zurückgeführt werde und ich mußte unter den Wohlthaten und der reichen Theilnahme, welche ich allenthalben erfuhr, mir stets den Vorwurf machen, daß in kurzer Zeit mein Name als der eines Diebes zu denselben dringen werde.

11.

Ich wurde wieder in das Gefängniß Roanne zu Lyon gebracht, wo ich drei oder vier Verhöre zu bestehen hatte. Ich ging von der ersten Aussage, daß ich die fraglichen Gegenstände von einem umherziehenden, mir unbekannten Kaufmanne erworben hätte, nicht ab.

Gleich nach meiner Ankunft fand die Eröffnung der Assisen statt; ich sollte vor dieselben gestellt werden, allein es fehlte ein

Zeuge, und so mußte die Sache auf die Novembersitzung hinausgeschoben werden. Man denke sich, wie langweilig und beängstigend dies für mich sein mußte.

Ich hatte noch keinen Besuch empfangen, als eines Tages der Redakteur der Glaneuse erschien um mir zwanzig Franken einzuhändigen, welche bei einem Festessen für einen Deputirten gesammelt waren. Er sagte mir dabei, daß die Geschichte mit dem Diebstahl das Interesse für mich sehr schwäche; ich erwiderte, wenn man die Umstände genauer kennte, würde man milder über mich urtheilen. Granier verließ mich, mit dem Versprechen, sein Möglichstes für mich zu thun. Nach ihm kamen dann auch die übrigen Mitangeklagten, welche ihre Freiheit wieder erhalten hatten, mich zu besuchen und unterstützten mich theils durch Arbeit, theils durch Geschenke. Zuletzt erschien sogar jene mehrerwähnte junge Frau, Cäsarine, deren Liebe so groß war, daß sie mich Unglücklichen in den Händen der Justiz besuchte und ihre Thränen und Klagen mit den meinigen mischte.

Meinen Vertheidiger hätte ich eigentlich nur am Morgen vor meinem Erscheinen vor den Assisen, und nur auf wenige Augenblicke sehen sollen; ich hatte jedoch das Vergnügen, ihn zu mir kommen zu sehen; seine zurückhaltende, etwas kalte Miene zeigte mir deutlich genug, daß er Verheimlichung und Verstellung in meinen Angaben vermuthe.

Die Sitzung der November-Assisen wurde eröffnet und meine Sache auf den 22. angesetzt. Es kamen zwei Gensd'armen und holten mich nach dem Gerichtshofe ab. Ich hatte weder unterwegs noch im Saale den Muth, die Augen aufzuschlagen. Beim Eintreten in den abgesperrten Raum sah ich indeß rechts an der Thüre einen meiner früheren Angeklagten von Riom stehen, welcher mich durch Mienen und Zeichen zur standhaften Ertragung meines Un-

glücks ermuthigte. Dieser Beweis von Theilnahme war ungemein tröstend für mich.

Die Debatten begannen, und der General-Advokat Thorigny nahm das Wort zur Anklage. Er legte ein besonderes Gewicht darauf, daß ich von dem Assisenhofe zu Riom mit zweijährigem Gefängnisse belegt wäre, hob hervor, ich sei ein wüthender Republikaner und von hitzigem, auffahrenden Charakter, ich hätte in der Straße Grenette Soldaten meuchlings erschossen u. s. w., kurz ich könne nichts anders als ein verworfenes Subjekt sein und wenn ich nicht der Urheber des Diebstahls, so wäre ich wenigstens ein Mitwisser davon.

Mein Vertheidiger hatte dem Gesetze gemäß zuletzt das Wort. Er zeigte sich erstaunt, daß der General-Advokat das blutige Phantom der unglücklichen lyoner Unruhen, deren Gedächtniß noch alle besseren Herzen mit Schmerz erfülle, heraufbeschwöre, um es früheren Vorfällen als vorurtheilsvollen Gehilfen beizugesellen; dann bemerkte er, daß man sehr wohl ein Aufrührer sein könne, ohne darum auch zugleich ein Dieb zu sein und daß, wenn auch in dem vorliegenden Falle einige Vorurtheile gegen mich sprächen, doch keine erhebliche Belastung gegen mich spreche. Wenn man die Aussagen der Zeugen durchgehe, so fände man mehrere, welche erklärten, daß der Dieb kleiner und dicker als ich ausgesehen habe; folglich die Herren Geschworenen meine Schuld nicht erkennen dürften, ohne die Ruhe ihres Gewissens auf's Spiel zu setzen.

Seine Rede war so überzeugend und hinreißend, daß ich mir schmeichelte, die Gerechtigkeit werde sich bestechen lassen und ich frei ausgehen.

Die Debatten wurden geschlossen, der Präsident faßte sie zusammen, stellte die Fragen und die Jury begab sich in den Berathungssaal. Bei ihrem Zurückkommen herrschte eine tiefe Stille im

ganzen Saale, der während ihrer Abwesenheit sehr stürmisch gewesen war. Ich konnte das ängstliche Klopfen meines Herzens hören.

Der Präsident fragte den Vorsitzenden der Geschworenen, wie das Resultat ihrer Berathung ausgefallen sei. Er legte die Hand auf's Herz und sagte mit lauter Stimme:

„Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und den Menschen, die Entscheidung der Jury ist in der Stimmenmehrheit: über die erste Frage: nein, der Angeklagte ist nicht schuldig! — ich athmete auf und glaubte mich gerettet; — über die zweite Frage: ja, der Angeklagte ist schuldig!"

Die vom Präsidenten Luquet aufgestellten Fragstücke lauten nämlich:

Erste Frage. Ist Jean Claude Romand schuldig, am 18. Oktober vorigen Jahrs verschiedene kurze Messing- und andere Waaren aus dem Eigenthume des Herrn Souvignet gestohlen zu haben?

Antwort. Nein, mit einer Mehrheit von sieben Stimmen.

Zweite Frage. Wenn er nicht der Urheber dieses Diebstahls ist, ist er schuldig, daran Antheil genommen zu haben, entweder indem er wissentlich dem oder den Urhebern des fraglichen Diebstahls beigestanden oder geholfen, sei es in der Vorbereitung, Erleichterung oder Begehung der That; oder wissentlich einen Theil oder sämmtliche gestohlene Gegenstände verborgen hat?

Antwort. Ja, mit einer Mehrheit von sieben Stimmen.

Umstände: Ist dieser Diebstahl begangen:

1) Des Nachts?

2) In einem bewohnten Hause?

3) Mit Einbruch von außen?

Antwort auf alle drei Punkte: Ja, mit einer Mehrheit von sieben Stimmen.

Ich sprang in krampfhafter Bewegung vom Stuhle auf und

rief heftig: — Es ist nicht möglich! Die Gerechtigkeit täuscht sich.... Die Fragen waren schlecht gestellt.

Wie ein Verwundeter, den der heftige Schmerz zu übernatürlicher Anstrengung treibt, bald bewegungslos zurückhinkt oder wie ein Leichnam schnell wieder erstarrt, wenn der galvanische Strom aufhört ihm elektrisches Fluidum zuzuführen, so sank auch ich nach jenem Ausrufe vernichtet zurück.

Der General-Advokat bestimmte die gesetzmäßige Strafe dem Ausspruche der Jury gemäß und der Präsident verkündete das Urtheil....

Fünf Jahre Zwangsarbeit, ohne öffentliche Ausstellung; lebenslängliche Beaufsichtigung.

Die Gensd'armen traten heran und benachrichtigten mich, daß ich mich zu entfernen habe. Der schon erwähnte November-Angeschuldigte lieh mir seinen Arm zur Unterstützung und führte mich von der traurigen Stätte, welche mich aus der Reihe der Staatsbürger ausschied. — Muth! armer Romand! sagte er; man wird Sie nicht vergessen und alles, was möglich ist, für Sie thun! Unter heftig strömenden Thränen entfernte ich mich.

12.

Ich wurde in das Gefängniß zurückgeführt, wo mich die barmherzigen Schwestern von St. Joseph trösteten. Auch mein Vertheidiger kam und bezeigte mir das Mitleid, welches ihm meine Verurtheilung einflöße. Er ließ mich von einer Cassations-Einlegung guten Erfolg hoffen und rieth mir zugleich, mich an die königliche Gnade zu wenden. Für den letzteren Fall hätte ich mich als Schul-

digen bekennen müssen; dies erlaubte mein Stolz nicht. Es wurde daher einstweilen blos die Cassation eingelegt.

Zwei Monate später, am 28. Januar 1833 erhielt ich den Bescheid, daß ich damit abgewiesen war. An demselben Tage wurde ich in die Gefängnißanstalt nach Perrache abgeführt. Die so süß gehegte Hoffnung war auf einmal vernichtet und ich sah sie sich in Ketten verwandeln.

Ich bekam Fußschellen an die Beine, schwere Eisen und Ketten, welche so eng waren, daß ich eben nur einen Fuß vor den andern setzen konnte. Ich sah bereits in meinem Geiste den Bagno sich öffnen, um mich auf die tiefste Stufe unter der menschlichen Gesellschaft aufzunehmen.

In Perrache wurde ich unter andere Verurtheilte meines Ranges gesteckt und mit der schimpflichen Tracht der Verbrecher bekleidet. Es war unter allen Genossen, die ich hier vorfand, kein Einziger, dem die Schande den geringsten Kummer gemacht hätte. Viele freueten sich sogar über ihren Stand, allen aber war das Verbrechen eher etwas Ehrendes als Brandmarkendes. Ihr sittliches Gefühl war gänzlich abgestumpft und ich konnte bald erkennen, daß die Ursache davon in der schlechten Gesellschaft lag, welche sie im Gefängnisse fanden. Denn hier wurde mit der schamlosesten Frechheit jedes Verbrechen erzählt und der Eine gab durch die Erzählung seiner angewendeten List dem Andern Lehren, wie er später selbst handeln könne. Es ist ja das gewöhnliche Loos Aller, welche einmal der Strafe unterlegen haben, daß sie nach Abbüßung derselben dem kaum entronnenen Geschicke wieder anheimfallen, da sie, ausgeschlossen, gebrandmarkt von der Gesellschaft, wohin sie zurückkehren, gewissermaßen einen Zwang oder doch sicher einen neuen Antrieb zum Verbrechen und zum Hasse der sie Verstoßenden empfinden.

Ein Mann erzählte, daß er zu zweijähriger Zwangsarbeit verurtheilt worden, weil er seine eigene Tochter, ein Mädchen von acht

Jahren genothzüchtigt habe, und führte zu seiner Rechtfertigung an, er wisse nicht wie man ihn verurtheilen könne, da doch die ersten Menschen der Bibel zufolge mit ihren nächsten Verwandten sich hätten vermischen müssen.

Ich arbeitete fleißig, theils um meine Gedanken zu zerstreuen, theils um die nothwendigen Mittel zu gewinnen, mir meine traurige Lage etwas zu erleichtern. Dem Tage, wo ich in den Bagno abgeführt werden würde, sah ich mit Schrecken entgegen, und dies bestimmte mich, dem Anrathen wohlwollender Leute nachzugeben und mich mit einem Begnadigungsgesuche an den König zu wenden.

Ich fragte meinen Vertheidiger um Rath und richtete dann ein Begnadigungsgesuch an den König, worin ich meine Schuld keineswegs eingestand, sondern vielmehr bei den früher vorgeschützten Behauptungen stehen blieb und ein auf die andere Anklage gestütztes Vorurtheil der Jury bei meiner zweimaligen Verurtheilung zu beweisen suchte.

Die Antwort des Ministers war voll Erstaunen, daß ich eben durch Verdächtigung des Urtheils eine Begnadigung erlangen wollte, da doch die erste Bedingung derselben offenes Geständniß sei. Er zeigte mir zugleich an, daß der König sich wohl nicht einmal auf eine Milderung der Strafe einlassen werde.

So war es auch wirklich. Man benachrichtigte mich, daß Seine Majestät beschlossen habe, die Gerechtigkeit solle ihren Lauf nehmen. —

Ich blieb in dem Gefängnisse Perrache bis zur Abreise nach dem Bagno von Toulon. Die Klasse der Verurtheilten, zu denen ich gehörte, weilte den Tag über in einem niedrigen Saale, im Mittelstock, nachts wurden sie in ein höher gelegenes Zimmer eingesperrt. Statt an das schwere Loos zu denken, welches ihrer harrte, beschäftigten sich diese Leute mit Vorbereitungen neuer Verbrechen durch gegenseitigen Unterricht. So erzählte Einer, er habe ein Mittel,

Geld zu erwerben; dies bestehe in einem Pulver von Stechäpfeln, welches man in ein Getränk schütten müsse. Der Trinkende werde davon so berauscht, daß man sich ohne Gefahr seines Geldes bemächtigen könne.

Ende April 1833 erhielten wir die Nachricht unsers Abzugs nach Toulon. Drei Tage später erschienen der Kapitän und die Galeerenprofosse, um die Einschmiedung vorzunehmen. Wir mußten uns sämmtlich in den Hof hinabbegeben, wo man uns bis zu den geheimsten Körpertheilen durchsuchte, ob wir nicht irgend ein Werkzeug besäßen, um damit die Ketten zu durchsägen. Danach wurde die Einschmiedung vorgenommen. Diese bestand darin, daß einem jeden ein eiserner Ring um den Hals gelegt und zusammengenietet wurde. Dieser Ring war mittels mehrerer kleiner Ringe mit der Kette verbunden, welche den ganzen Zug zusammenhielt. Wiederum mußte ich, wie früher zu Montbrison, ein eigenes Schicksal dabei erfahren. Als die Reihe an mich gekommen war und der unselige Ring um meinen Hals gelegt werden sollte, ging ein Hammerschlag fehl; dadurch wurde der Eisenring seitwärts geschnellt und riß mir ein großes Stück Fleisch aus dem Kinnbacken; das Blut floß in heftigen Strömen herunter, meine Mitgefangenen äußerten ein Murren der Entrüstung; allein es wurde ruhig fortgefahren, als wäre gar nichts geschehen; die Profosse erhielten nicht einmal einen Verweis.

Eine Menge Zuschauer hatten sich eingefunden, die mit neugieriger Lust dem gräßlichen Schauspiele zusahen. Als der Zug abgehen sollte, reichte mir ein Kerkerwärter ein Tuch mit Eßwaaren, welche er von einer weinenden Dame empfangen habe. Meine gute Cäsarine! sie hatte mich nicht vergessen.

Man führte uns an das Saoneufer, wo ein Schiff zu unserm Empfange bereit lag. In demselben befand sich bereits eine Abtheilung von Paris hergekommener Galeerensklaven. Beide Ketten be-

grüßten sich mit einem Freudengeschrei, als wären sie alte Freunde, welche sich nach langer Abwesenheit wieder sähen. Ich war ein Gegenstand der Verachtung für sie, wie sie umgekehrt mir ein Gräuel waren. Sie suchten sich an mir zu reiben; so spie am nächsten Tage mir Einer derselben in's Gesicht. Ich konnte mich nicht halten und schlug ihn mit der Kette, daß ihm das Blut aus der Nase strömte. Glücklicherweise war ein Profoß Augenzeuge gewesen. Er legte jenem Handschellen an und drohete für ähnliche Fälle mit härterer Strafe.

In Avignon wurden die beiden Ketten der Verurtheilten ausgesetzt und in das prachtvolle Gefängnißgebäude geführt, welches früher der päpstliche Palast gewesen war. Die stattlichen, hohen Mauern mit Zinnen verriethen noch jetzt seine ehemals glänzendere Bestimmung. Mein Wunsch, die unterirdischen Gewölbe und Verließe zu besuchen wurde mir nicht verstattet.

Hier traf eine dritte Kette künftiger Galeerensklaven von der Alpenseite her mit uns zusammen.

Bis Toulon gingen wir theils zu Fuß, theils fuhren wir. Die Verurtheilten sangen allerlei Lieder, wie sie eben nur auf der Galeere zu finden sind. Ein Lieblingsgesang begann mit den Worten: „Ich schwöre, ich schwöre, die Reichen zu verfolgen, und ihnen zu rauben all' ihr Geld.“ Diese als Refrain wiederkehrenden Worte wurden jedesmal mit allgemeinem Geklirr der Fesseln begleitet. Auf mich machte es einen entsetzlichen Eindruck.

13.

Am 9. Mai trafen wir in Toulon ein. Unter allgemeinem Volkszuströmen hielten wir auf einem neben dem Hafen liegenden

Platze, Namens Castignau an. Vorzüglich waren junge Mädchen die neugierigsten und zahlreichsten Zuschauer. Wir wurden in zwei Reihen vertheilt und mußten uns auf die Erde niedersetzen. Man nahm die Entfesselung und neue Einschmiedung vor. Dies geschah durch alte Galeerensklaven, welche mit einem Freudenrufe begrüßt wurden. Zuerst wurde den Gefangenen alles Geld abgenommen, was sie hatten, bis auf drei Franken, die man zur Bestreitung kleiner Bedürfnisse haben durfte. Dann zog man dieselben splitternackt aus und verbrannte die Kleidung auf dem Platze; sie mußten Einer nach dem Andern in kupferne Wannen steigen, wo sie von den älteren Galeerensklaven mit einem Schwamme abgerieben wurden. Dasselbe Wasser diente für Alle vom Ersten bis zum Letzten, und das nannte man ein Reinigungsbad! Obgleich man uns vorher auf die schamloseste Weise vor den Augen der Zuschauer entblößt hatte, so war es streng verboten, nach dem Bade nackt zu erscheinen. Man bekam hinter einem Leinwandschuppen die Galeerenkleidung, und diejenigen, welche als schon einmal dagewesen erkannt wurden, erhielten braune Aermel an der rothen Jacke als Abzeichen der Unverbesserlichen. Dann vertheilte man uns; ein Theil fiel dem Erdbagno zu, der andere größere dem Wasserbagno No. 1. Letztere nahm die Fregatte Nereide auf; unter denselben befand ich mich. Meine Nummer war 25,964.

Als es finster war, wurden wir zu unsern Schlafstellen geführt, die aber nicht zu weich waren. Ueber eines jeden Haupte hing eine Laterne. Vier Uhr Morgens wurde eine Kanone gelös't, das Zeichen zum Aufstehen.

Zwölf Tage mußten wir die Gesundheitswache abhalten, worauf wir zu den Hafenarbeiten angewiesen wurden. Während der Arbeit trugen wir die „volle Fessel", das heißt, wir wurden paarweise an einander gefesselt; außerdem hatten wir nur „halbe Fessel", wo wir nur einen eisernen Ring am Fuße und einen ähnlichen am

Gürtel trugen, welche zusammen mit einer neungliedrigen Kette verbunden waren.

Einige Worte über den Bagno möchten nicht ohne Interesse sein. Derselbe bildet eine Insel, auf der sich das große Gebäude für die Galeerensklaven befindet. Dasselbe hatte früher als Niederlage für die Indische Handelsgesellschaft gedient. Der obere Stock nimmt das Krankenhaus ein, der untere bildet einen großen, gewölbten, von zwei Säulenreihen durchzogenen Saal, der zum Aufenthalte von Sklaven dient. Außerhalb am einen Ende liegt die Kapelle für die Gefangenen.

Außerdem befinden sich im Lager noch alle Verwaltungs-Bureaux, ein besonderer Vorrath an Lebensmitteln für die Gefangenen, kleine Schmieden, Schlosserwerkstätten, Tischlereien, Holzsägen, eine Menge Anstalten zum Schiffsbau u. dgl., und die Wohnungen der Aufseher.

Der Bagno empfängt sein Wasser durch Leitungen, welche vom festen Lande aus unter dem Meere herführen und wohl vierzig Fuß tief unter der Oberfläche des Hafens liegen.

Der Erdbagno theilt sich in sechs Säle, deren erster No. 1., fünfhundert Personen umfaßt; hier sind die Sträflinge welche zu fünf oder sechs Jahren verurtheilt sind; desgleichen diejenigen, welche nur halbe Fesseln tragen, denen aber des tieferen Eindrucks willen an einander Gefesselte zugesellt werden.

Der Saal No. 2. heißt der Prüfungssaal. Hier befinden sich diejenigen, welche die Hälfte ihrer Strafzeit abgehalten haben und für gut befunden werden. Die hierher Gewiesenen tragen nur einen leichten Eisenring am Beine. Keiner, der im Bagno eine Strafe verwirkt hat oder zu wiederholtem Male zu den Galeeren verurtheilt ist, kann hierher gelangen. Seine Bevölkerung ist vierhundert bis vierhundert funfzig Personen.

Der Saal No. 3. ist für die Unverbesserlichen bestimmt. Sie sind sämmtlich paarweise an einander geschmiedet, tragen die doppelte Fessel — 36 Glieder statt 18 — und haben die härtesten Arbeiten zu verrichten.

Der Saal No. 4. enthielt die von sechs bis zu acht Jahren Verurtheilten. Alle sind paarweise zusammen gefesselt.

Der Saal No. 5. faßt die von acht bis zu zehn Jahren Verurtheilten, welche eben so wie die von No. 6., dasselbe Schicksal der Zusammenfesselung haben, wie No. 4.

Der Saal No. 6. umschließt die von zehn bis zu funfzehn Jahren Verurtheilten.

Der Meerbagno No. 1. nimmt alle neuankommenden Ketten von Sträflingen auf.

Der Wasserbagno No. 2., wie auch No. 3., ist für neuangekommene Sträflinge bestimmt. Er liegt in der Nähe der Zimmerplätze von Morillon; alle dabei beschäftigte Personen sind paarweise an einander geschmiedet.

Saint Mandrier ist ein Aushilfsort des Bagno, er liegt zwei Lieues entfernt, in der Tiefe der Rhede neben dem Lazareth. Hier sind entfesselte und zum Prüfungssaale gewiesene Gefangene.

Die Unterscheidung der Sträflinge in der Kleidung besteht in Folgendem:

1) Für den Prüfungssaal: Jacke, Mütze, Beinkleider von brauner Farbe.

2) Für die in erster Hälfte der Strafzeit und auf dem Meerbagno Befindlichen: Jacke, Beinkleider und Mütze von rother Farbe.

3) Für die Abtheilung der Rückfälligen und Unverbesserlichen: rothe Jacke mit braunen Aermeln (der Unverbesserliche hat nur einen braunen Aermel, der andere bleibt roth), gelbe Beinkleider und grüne Mütze.

Ein Sträfling darf nichts bei sich führen als die Jacke, die Beinkleider, die Mütze und die Schuhe, alles darüber ist ihm streng verboten, und wäre es auch nur ein Halstuch, um sich gegen die Kälte zu schützen. Man würde es ihm abnehmen und ihn mit Strafe belegen.

Zum Nachtlager bekommt er nichts als eine Decke; blos diejenigen, welche den Prüfungssaal bewohnen, haben das Vorrecht, sich auf ihre Kosten einen Strohsack oder eine kleine Matratze anzuschaffen; Kopfkissen sind dagegen durchaus nicht erlaubt.

Zur Nahrung erhält jedermann täglich eine Portion Brod, ein halbes Maß Wein, ein Stück Speck und Bohnen zur Suppe. Der Prüfungssaal allein bekommt einmal in der Woche und Sonntags Fleisch.

Die Stunde des Schlafengehens ist im Winter um acht, im Sommer um neun Uhr; in ersterer Jahreszeit wird um sechs, in letzterer um vier Uhr aufgestanden. Bei dem Kanonenschusse, welcher von dem Admiralschiffe gelöset wird, muß ein jeder aus seinem Bette springen, das heißt, von dem schräg liegenden Brette, welches ihm statt Bett dient und auf dem er in voller Kleidung liegen muß, wobei eine Eisenstange durch die Ringe der Fußschellen gezogen wird, welche je eine ganze Reihe mit einander verbindet.

Der Bagno von Toulon enthält im Ganzen ungefähr dreitausend Sträflinge, welche aus verschiedenen Gegenden hergeführt sind.

Die Vorgesetzten einer jeden Abtheilung bestehen aus einem Adjutanten, einem Unteradjutanten, einem Korporal und einigen Zuchtaufsehern.

Ein Sträfling ist mit dem Kochen der Suppe für je einen Saal beauftragt. Ein Nichtgefangener verkauft gegen eine Abgabe, die er zu entrichten hat, den Sträflingen nahrhafte Eßwaaren.

Die Strafen im Bagno sind: die doppelte Fessel, das düstere Loch und die Bastonade. Von ersterer habe ich bereits gesprochen

und da die zweite keiner Erklärung bedarf, so hätte ich nur einige Worte über die letzte Strafart beizufügen.

Der Züchtling wird der Jacke und des Hemdes entkleidet und muß sich so nackt mit dem Bauche auf eine Holzbank legen. Der Vorgesetzte liest mit lauter Stimme die von dem Kommissär des Bagno zuerkannte Strafe vor, worauf selbige durch einen Sträfling mittels eines gepichten Seiles von etwa drei Fuß Länge und der Dicke von mindestens einem Gewehrlaufe vollzogen wird. Es ist entsetzlich anzusehen! Nach jedem Streiche schwillt das Fleisch auf, aus den wiederholt getroffenen Stellen rinnt Blut. Die Geschmeidigkeit des Strafwerkzeugs gibt dasselbe ganz in die Gewalt des Schlagenden, so daß er, wenn er anders Groll gegen den Züchtling hegt, ihn tödten kann, denn zu diesem Zwecke braucht er den Strick nur ein wenig um den Körper herum nach der Richtung des Herzens zu schwingen, so ist jeder Schlag tödtlich. Nicht selten verscheiden Sträflinge nach dieser Strafe im Hospitale; diejenigen, welche wieder gesund geworden sind, werden in die Abtheilung der Unverbesserlichen gestoßen. Alle Sträflinge müssen der Strafe beiwohnen; der Vorgesetzte entfernt sich jedoch in der Regel, um nicht gezwungen zu sein, den Züchtigenden der Verordnung gemäß wiederholt zu erinnern, recht fest zu schlagen. Zuweilen wird auch die Strafe des Todes durch's Beil angewendet.

14.

Die Verwaltung des Bagno ist eben nicht dem Zwecke entsprechend. Mit wenigen Ausnahmen sehen die Aufseher und Vorgesetzten in den Sträflingen eben nur Sträflinge, nicht aber Leute,

welche gebessert werden sollen. Sie betrachten dieselben nicht als Menschen, sondern als willenlose Werkzeuge, welche ihrer Willkür ganz unterworfen sind. Nicht wenige darunter suchten sich durch die Sträflinge selbst auf Kosten des Staates zu bereichern, wie zum Beispiel die Schuhmacher ihnen Fußbekleidungen liefern müssen, oder sie nehmen gar Gegenstände, von denen sie sicher wissen, daß dieselben gestohlen sind, zum Geschenke an.

Vorzüglich sind die Unteraufseher abscheulich in ihrem Benehmen. Ich könnte eine Menge Geschichten von Diebstählen, Unterschleifen und dergleichen von den Zuchtaufsehern erzählen, die an den Tag kamen, ohne daß sie die mindeste Strafe dafür erlitten. Es genüge, zu bemerken, daß sie in Toulon in einem schlechteren Rufe stehen, als die Galeerensklaven selber. Wenn ein solcher Aufseher mit einem Sträfling in die Stadt geht, um kleine Einkäufe zu machen, so verlangen die Verkäufer, daß, während der Sträfling eintritt, der Aufseher vor der Thüre stehen bleibe.

Unter solchen Umständen ist es daher sehr natürlich, daß die öffentlichen Strafanstalten, statt zu bessern, in der Regel nur größere Verbrecher heranbilden. Dazu tritt noch, daß der einmal Gebrandmarkte und von der bürgerlichen Gesellschaft Ausgestoßene kein Schamgefühl mehr zu überwinden hat, sondern das Laster als sein Kapital ansieht, mit dem er wuchert. Fast ohne Ausnahme ist der Grundsatz Allen gemein, daß dem Menschen jedweder Weg offen stehe, um sich die Genüsse zu verschaffen, welche seine Leidenschaften begehren. Man muß sich daher nicht wundern, wenn der Diebstahl hier zu Hause ist. Mit der größten List werden aus Schiffen und wo sonst immer alle erlangbaren Gegenstände gestohlen und durch die dritte, vierte Hand nach außen hin verkauft. Es geht fast kein Tag hin, an dem nicht zwanzig, dreißig kleine Diebstähle verübt werden, selbst gewaltsame Angriffe und Plünderungen von beladenen Kähnen sind nicht selten.

Ein sonderbares Schauspiel aber gewährt es, einzelne Sträflinge frei, wie ruhige Zuschauer im Bagno umher spazieren zu sehen, selbst in feinster Tracht wie ein Stutzer auf dem Boulevard des Italiens. So ist zum Beispiel der Dieb der Diamanten der Demoiselle Mars, der berüchtigte Mulon, uneingeschränkt und scheint eher ein oberster Aufseher zu sein, als ein Sträfling. Das ist Gerechtigkeit!

Von der moralischen Verderbtheit der Sträflinge zu sprechen, ist zu empörend. Man mache sich einen Begriff davon, wenn ich sage, daß ein Vater seinen achtzehnjährigen Sohn zu sinnlichem Genusse ausbot, daß der Onkel den Neffen zu andern ähnlichen, noch schauderhafteren Dingen unterwies, daß die Sträflinge, welche aufgefordert waren, die Leichen der von der damals herrschenden Cholera hingerafften Bewohner Toulons fortzuschaffen, sich erst einstimmig weigerten, nachher aber, von dem Gedanken, die allgemeine Verwirrung sich zu Nutzen machen zu können, bestimmt, sich selbst anboten und nun die ärgsten Verbrechen verübten, raubten, und selbst im Todeskampfe ringende Weiber mißbrauchten.

Ich schweige von solchen Entsetzlichkeiten und eile zu meiner Geschichte zurück.

Ich erhielt sehr bald die Erlaubniß — von Zeit zu Zeit kommt der Oberaufseher, um Anmeldungen der Sträflinge zu dieser oder jener Arbeit anzunehmen, und solche, wenn nicht andere Gründe dagegen sprechen, zu berücksichtigen — in die Schneiderwerkstätte zu gehen und daselbst arbeiten zu können. Da ich sehr sorgfältig über mein Betragen wachte, so gelangte ich nach Ablauf der halben Strafzeit in den Prüfungssaal.

Hier durfte ich bisweilen lesen und erhielt manches gute Buch von dem Aufseher geliehen. Auch war die Nahrung und das Nachtlager weit besser, so daß mir diese Zeit viel schneller und erträglicher hinschwand.

Eines Tages, als ich eben in einem Buche las, zeigte man mir an, daß ein junger Herr mich zu sprechen begehre. Ich war überrascht und konnte nicht begreifen, wer es sein möge. Der Korporal Mancioney lieh mir sein Zimmer, um ihn zu empfangen, und in der That erschien bald ein junges, schlankes Herrchen — es war Cäsarine!

Man male sich meine Freude, mein Erstaunen! Sie verkündete mir, daß sie Wittwe geworden und im Besitze eines beträchtlichen Vermögens sei, dessen Mitgenuß sie mir anbiete. Sie bedauerte nur, sich nicht gesetzlich mit mir verbinden zu können. Da konnte ich ihr die frohe Nachricht geben, daß meine Frau gestorben sei. Ich versprach ihr also, nach drei Monaten — wo meine Strafzeit zu Ende war — sogleich zu ihr nach Lyon zu kommen; worauf sie eine Banknote von 500 Franken mir reichte, die ich sorgfältig verbarg.

Ach! ich hatte das liebenswürdige, edle Weib zum letzten Male gesehen.

Nach Ablauf der drei Monate erhielt ich meine Freiheit. Da ich mir so viel Geld erspart hatte, daß ich, auch ohne die Banknote anzuzeigen, meine Reisekosten bestreiten konnte, so erhielt ich einen Freipaß, den ich nach einem Dorfe bei Lyon ausstellen ließ.

Ich begab mich in Cäsarinens Wohnung — sie war vor kurzem gestorben, und zwar an einem Nervenfieber, wie mir ein Mädchen erzählte, das sie sich in Folge eines Streites zugezogen hatte, den sie mit ihrem Vater über die Verbindung mit mir gehabt hatte. — Sie war aus sehr guter Familie und mit einem Architekten wider ihren Willen verheirathet. Die Beweise, welche sie mir von der Aufrichtigkeit ihrer Liebe gegeben, konnten nicht größer sein.

Mir blieb nichts weiter übrig, als in meine Heimath zurückzukehren. Das Aufsehen, welches mein Erscheinen hervorrief, wiederholte mir noch einmal alle Qualen, die ich bisher zu ertragen gehabt, in höherem Grade. Aber ich faßte Muth und Vertrauen. Ich

richtete mich mit der Banknote Cäsarinens in meinem Gewerke ein und erwarb mir durch ein sorgfältiges Benehmen bald Zutrauen. Es gelang mir sogar, endlich die Liebe eines anständigen braven Mädchens zu gewinnen, deren Vater die segnende Hand auf mein Haupt legte, und so befinde ich mich jetzt im Besitze eines beneidenswerthen, stillen Familienglücks, das weit süßer und belohnender ist, als die eitle Höhe, welche ich durch meine Thorheiten gewinnen wollte. Ich kann ausrufen: für mich war das Unglück die Schule des Glücks! obgleich ich um alles gern die bittren Erinnerungen, welche meine Vergangenheit trüben, verwischen möchte.

Inhalt.